

HINHÖREN – HINSEHEN – HANDELN

ZIVILCOURAGE UND WISSENSCHAFT

BRIGITTE BLÖCHLINGER UND TANJA WIRZ (HG.)

universelle 9, Mai 2009



HERAUSGEBERINNEN UND FOTOGRAFIN

Brigitte Blöchlinger



Brigitte Blöchlinger hat Germanistik und Psychologie studiert, ist Journalistin BR und arbeitet unter anderem als Redaktorin bei der Abteilung Kommunikation der Universität Zürich. Sie setzt sich dafür ein, dass Einzelkindern nicht mit Vorurteilen begegnet wird, und hat dazu ein Sachbuch geschrieben.

Tanja Wirz



Tanja Wirz ist promovierte Historikerin und arbeitet als freie Autorin und Journalistin. Sie schreibt regelmässig für das *Unimagazin* und das *Unijournal* der Universität Zürich. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in Feldmeilen. Demnächst erscheint ein längerer Beitrag zur 100-jährigen Geschichte der Pro Natura (ehemals Schweizerischer Naturschutzbund) von ihr in Buchform.

Palma Fiacco



Palma Fiacco, geboren 1963 in Aarau, lebt in Zürich. Lehre als Zimmermann und Ausbildung zur Fotografin an der Schule für Gestaltung (Hochschule für Gestaltung und Kunst) Zürich. Seit 1996 freischaffende Fotografin mit den Schwerpunkten Musik und Porträt. Mehr Infos auf der Website www.palmafiacco.ch.

HINHÖREN – HINSEHEN – HANDELN

ZIVILCOURAGE UND WISSENSCHAFT

BRIGITTE BLÖCHLINGER UND TANJA WIRZ (HG.)

universelle 9, Mai 2009

BISHER ERSCHIENEN

Brigitte Gügler und Elisabeth Maurer (Hg.): Auftrag Gleichstellung an der Universität Zürich. Eine Querschnittsaufgabe in Reflexion und Arbeit, universelle. Beiträge zur Gleichstellung, UniFrauenstelle, Universität Zürich, 1/Mai 2000.

Béatrice Ziegler and Karin Cagnazzo (eds.): Infiltration. Five Women – Five Profiles: Women Studying at the University of Zurich, universelle. Beiträge zur Gleichstellung, UniFrauenstelle, Universität Zürich, 2/September 2000.

Alexandra Stäheli und Caroline Torra-Mattenklott (Hg.): Eine Frage der Disziplin. Zur Institutionalisierung von Gender Studies, universelle. Beiträge zur Gleichstellung, UniFrauenstelle, Universität Zürich, 3/September 2001.

Caroline Wiedmer (ed.): Sound Changes. An International Survey of Women's Career Strategies in Higher Education, universelle. Beiträge zur Gleichstellung, UniFrauenstelle, Universität Zürich, 4/January 2002.

Brigitte Blöchlinger und Sabine Witt (Hg.): Leidenschaftlich und inspiriert. Forscherinnen auf Erfolgskurs, universelle. Beiträge zur Gleichstellung, UniFrauenstelle, Universität Zürich, 5/Januar 2003.

Sibylle Hardmeier (Hg.): Staat, Politik und Geschlecht. Genderforschung in der Politikwissenschaft, universelle. Beiträge zur Gleichstellung, UniFrauenstelle, Universität Zürich, 6/Januar 2004.

Barbara Hellriegel, Jasmin Joshi, Petra Lindemann-Matthies, Irmi Seidl (Hg.): Gemeinsam statt einsam. Peer-Mentoring als Nachwuchsförderung in eigener Regie, universelle. Beiträge zur Gleichstellung, UniFrauenstelle, Universität Zürich, 7/Januar 2005.

Elisabeth Maurer, Franz Mauelshagen, Angela Zimmermann, Alexandra Kess (Hg.): Exzellenz und Chancengleichheit. Denkanstösse für die universitäre Nachwuchsförderung, universelle. Beiträge zur Gleichstellung, UniFrauenstelle, Universität Zürich, 8/Februar 2008.

Brigitte Blöchlinger und Tanja Wirz (Hg.): Hinhören – Hinsehen – Handeln. Zivilcourage und Wissenschaft, universelle. Beiträge zur Gleichstellung, Abteilung Gleichstellung, Universität Zürich, 9/Mai 2009.

IMPRESSUM

Reihe	universelle. Beiträge zur Gleichstellung
Herausgeberin Reihe	Abteilung Gleichstellung, Universität Zürich
Herausgabe universelle 9	Brigitte Blöchlinger, Tanja Wirz
Redaktion	Brigitte Blöchlinger, Tanja Wirz
Fotografien	Copyright bei Palma Fiacco (Titelbild und wo vermerkt) und bei medica mondiale: Cornelia Suhan, Sybille Fezer, Stefanie Keienburg (S. 76f.)
Gestaltungskonzept	www.schellerdesign.ch
Layout & DTP	Sina Scheller-Persenico, Zürich
Korrektorat	Sylvia Sawitzki, Uster
Druck	ropress Genossenschaft, Zürich
Auflage	2000
Copyright	Abteilung Gleichstellung, Universität Zürich und bei den Autorinnen und Autoren
ISSN	1424-2656

Zürich, universelle 9 / Mai 2009

Preis	gratis, das PDF kann unter http://www.gleichstellung.uzh.ch/publikationen/ universelle.html heruntergeladen werden
Bestellung	Universität Zürich Gleichstellung Voltastrasse 59 CH-8044 Zürich Fax +41 (0)44/634 43 69 E-Mail: sekretariat@gleichstellung.uzh.ch

Klimaneutral und mit erneuerbarer Energie



INHALTSVERZEICHNIS

EINFÜHRUNG	ELISABETH MAURER, BRIGITTE TAG	8
GELEITWORT	ANDREAS FISCHER	11
FEHLT UNS ZIVILCOURAGE?	MYRTHA WELTI	13
ZIVILCOURAGE - (K)EIN MEDIENTHEMA?	OTFRIED JARREN	16
ZIVILCOURAGE IM RECHT	BRIGITTE TAG	24
ZIVILCOURAGE IN DER WISSENSCHAFT?	FELIX ALTHAUS	33
KLEINE SCHRITTE STATT HELDENTATEN	VERONIKA BRANDSTÄTTER-MORAWIETZ	40
DIE ERFORSCHUNG EINER SELTENEN TUGEND. ZIVILCOURAGE UND WAS DAZU GEFRAGT UND GESCHRIEBEN WIRD: EIN KURZER ÜBERBLICK	TANJA WIRZ	47
SYSTEM UND ANPASSUNG	HANS-ULRICH RÜEGGER	56
«WIR SIND ENGAGIERT. ABER OB DAS SCHON ZIVILCOURAGE IST?» EIN INTERVIEW MIT MIRINA GROSZ UND VIKTOR LAUBE, DEN BEIDEN MITTELBAU-VERTRETENDEN DER GLEICHSTELLUNGSKOMMISSION	TANJA WIRZ	60
ZIVILCOURAGE IST ...	EINE UMFRAGE UNTER JUS-STUDIERENDEN	66
MUTIGE FRAUEN - GESICHTER DER ZIVILCOURAGE	RUTH-GABY VERMOT-MANGOLD	68

**« UNSERE PRIVILEGIEN VERPFLICHTEN UNS, UNS EINZUMISCHEN »
INTERVIEW MIT MONIKA HAUSER**

BRIGITTE BLÖCHLINGER **75**

**GEEHRT MIT EINEM SYMPOSIUM ÜBER ZIVILCOURAGE.
FRAGEN AN BRIGITTE WOGGON**

BRIGITTE BLÖCHLINGER **81**

« JETZT IST ES ABER GENUG! » INTERVIEW MIT BRIGITTE WOGGON

BRIGITTE BLÖCHLINGER **84**

Der 10. Dezember 2008 war ein besonderer Tag: Die Welt feierte den 60. Geburtstag der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, das Europäische Parlament verlieh an diesem Tag den Sacharow-Preis und die Organisation Reporter ohne Grenzen den Menschenrechtspreis – und die Universität Zürich verabschiedete die Professorin und langjährige Präsidentin der Gleichstellungskommission Brigitte Woggon, die in den Ruhestand trat, mit einer akademischen Feier. Das Thema des Symposiums lautete «Zivilcourage».

Brigitte Woggon war neben ihrer eigentlichen Berufstätigkeit als Professorin für Pharmakotherapie an der Psychiatrischen Universitätsklinik, im «Burghölzli», etwas mehr als sieben Jahre Präsidentin der Gleichstellungskommission der Universität Zürich (UZH). Die wichtigsten Akzente in der Gleichstellungsarbeit während dieser Zeit waren u.a. das Bundesprogramm Chancengleichheit, das zum festen Bestandteil der Gleichstellungsförderung wurde, der schrittweise Ausbau des Frauenanteils, insbesondere auf der Ebene der Professur, die Etablierung der Kinderbetreuung an der UZH mit der Eröffnung der ersten universitätseigenen Kinderkrippe Pitschi und der Gründung der Stiftung kihz zusammen mit der ETH. Die Nachwuchsförderung wurde in den Mittelpunkt der Gleichstellungsarbeit gerückt. Im Jahre 2006 wurde in Zusammenarbeit mit dem Rektorat der Verhaltenskodex Gender Policy verabschiedet und seitdem schrittweise implementiert, 2007 folgte das Reglement zum Schutz vor sexueller Beläs-

tigung. Im Jahre 2004 ehrte die Gesellschaft zu Fraumünster in Zusammenarbeit mit der Rechtswissenschaftlichen Fakultät und der Gleichstellungskommission die erste juristische Privatdozentin der Schweiz, Emilie Kempin-Spyri, und seit 2008 schmückt eine Chaiselongue der Künstlerin Pipilotti Rist den Lichthof der Universität Zürich und erinnert an Emilie Kempin-Spyri. Getreu dem Leitspruch «Wer schreibt, bleibt» wurden während der Präsidentschaft von Brigitte Woggon mehrere Ausgaben der Publikationsreihe *universelle. Beiträge zur Gleichstellung* veröffentlicht. Eine davon im Jahre 2003 mit dem Titel «Leidenschaftlich und inspiriert. Forscherinnen auf Erfolgskurs», und eine 2008 als Geschenk der Gleichstellungskommission und der damaligen *UniFrauenstelle – Gleichstellung von Frau und Mann* an die Universität Zürich zum 175-Jahr-Jubiläum.

Nicht nur in der Gleichstellungsarbeit, auch in ihrer sonstigen beruflichen Tätigkeit als Psychiaterin stand Brigitte Woggon für klare Worte ein. Die Anerkennung, die ihr für ihr Engagement gebührt, zeigte sich am Symposium Zivilcourage in der grossen Teilnehmerzahl.

Mit der nun vorliegenden *universelle. Beiträge zur Gleichstellung Nr. 9* veröffentlichen wir die am Symposium Zivilcourage zu Ehren von Brigitte Woggon gehaltenen Referate sowie einige weiterführende Beiträge zum Thema:

Rektor Andreas Fischer eröffnete das Symposium mit einem etymologischen Rückblick

auf den Begriff Zivilcourage und einem herzlichen Dankeschön an die engagierte Präsidentin der Gleichstellungskommission, die ihm wegen ihrer unbestechlichen Persönlichkeit als «Mutter Zivilcourage» in Erinnerung bleiben wird.

Für die Universitätsrätin Myrtha Welti, die in Teheran weilte und deshalb per Video ein Grusswort sandte und zu Zivilcourage sprach, verkörpert Brigitte Woggon den Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, der immer wieder Zivilcourage erfordert, jedoch nicht unbedingt mit Pauken und Trompeten daherkommen muss, sondern auch im Kleinen entstehen und wachsen kann.

Der für die Philosophische und die Theologische Fakultät zuständige Prorektor Otfried Jarren diskutierte in seinem Referat als Medienwissenschaftler die Legitimation, die Möglichkeiten, Grenzen und die Notwendigkeit von Zivilcourage im Journalismus. Zivilcourage zu zeigen verlange heute von Journalistinnen und Journalisten Mut, weil Zivilcourage nicht dem aktuellen Selbstverständnis der Medien entspreche.

Die Strafrechtsprofessorin und jetzige Präsidentin der Gleichstellungskommission Brigitte Tag beleuchtete die Widersprüchlichkeiten des Themas aus juristischer Sicht und zeigte auf, dass Zivilcourage – unter bestimmten Bedingungen – sowohl als Gesetzesverstoss wie auch als rechtskonformes Verhalten auftreten kann. In jedem Fall gilt: Wer zivilcouragiert handelt, passt sich im Konflikt

nicht an, sondern tritt für fundamentale Wertentscheidungen ein, die für das Funktionieren der Gesellschaft von tragender Bedeutung sind.

Dekan Felix Althaus von der Veterinärmedizinischen Fakultät spannte in humorvoller Weise nicht nur den Bogen zurück zur herausragenden Persönlichkeit von Brigitte Woggon, sein Beitrag stimmte auch nachdenklich, weil er anhand von überraschenden und zukunftsweisenden Forschungsergebnissen in der Pharmazie deutlich machte, dass zivilcouragiertes Handeln auch an der vordersten Front der Grundlagenforschung höchst brisant und sogar riskant werden kann.

Veronika Brandstätter-Morawietz, die als Psychologieprofessorin das Thema empirisch erforscht und auch Möglichkeiten zum Trainieren von couragiertem Handeln anbietet, eröffnete mit ihrem Statement die anschließende Podiumsdiskussion. Sie stand aufgrund ihrer Forschungsergebnisse dafür ein, dass mehr Menschen bei Ungerechtigkeiten im Alltag genauer hinschauen und auch konkret handeln lernen können.

Vier weitere Texte geben Einblick in persönliche Überlegungen von Universitätsangehörigen, die sich durch das Thema des Symposiums zu einem eigenen Beitrag anregen liessen: Zivilcourage ist ein aktueller Forschungsgegenstand, der einen Zugang von verschiedenen Disziplinen her erlaubt und verlangt. Der Beitrag der Historikerin und Journalistin Tanja Wirz gibt einen kurzen

Einblick in aktuelle Forschungsfelder zum Thema. Der Leiter der Abteilung Forschung und Nachwuchsförderung, Hansueli Rüegger, nimmt einige Gedanken der Podiumsdiskussion des Symposiums auf und spinnt sie vorsichtig fragend weiter: Gibt es Besonderheiten des Systems Wissenschaft, welche seine Angehörigen dazu verleiten, sich kollektiven Meinungen anzupassen, obwohl die Angehörigen individuell eine eigenständige Meinung vertreten (möchten), dieser aber nur selten eine Stimme verleihen? Zwei Angehörige des Mittelbaus, Victor Laube und Mirina Grosz, machen sich Gedanken über ihr noch junges und ihr künftiges Engagement in der Gleichstellungskommission und fragen sich, wie eine Tätigkeit dieser Art mit zivilcouragiertem Handeln in Beziehung zu setzen ist. Und einige Jus-Studierende formulieren in kurzen Statements ihre Überlegungen zu Zivilcourage.

Auf Wunsch von Brigitte Woggon werden die Vorträge des Symposiums durch zwei ganz besondere Beiträge ergänzt: Die ehemalige Nationalrätin Ruth-Gaby Vermot-Mangold berichtet über einige bisher «unsichtbare» zivilcouragierte Frauen aus dem Projekt «1000 Frauen für den Friedensnobelpreis», die im Jahr 2005 für den Friedensnobelpreis nominiert worden waren. Monika Hauser ist eine dieser tausend Frauen für den Friedensnobelpreis. Ein Interview mit ihr berichtet über ihren unerschrockenen Einsatz für Frauen, die Opfer von sexualisierter Gewalt in Kriegs- und Krisengebieten geworden sind. Monika Hauser wurde für ihre Tätigkeit in diesem Jahr der Alternative Nobelpreis verliehen.

Wie am Symposium selbst erteilen wir Brigitte Woggon auch in der *universelle* das letzte Wort. Nach dem Lesen der beiden Interviews mit ihr ist leicht zu verstehen, warum sie sich für ihr Abschiedssymposium das Thema «Zivilcourage» ausgesucht hatte.

Das Titelbild zielt ein Apfel mit der Gravur «Zivilcourage»; in solche Äpfel konnten die über 300 Symposiumsbesucher und -besucherinnen herzhaft hineinbeissen oder sie konnten sie als Erinnerung mit nach Hause nehmen. So war das Leitthema «Zivilcourage» dank modernster Lasertechnik mit Biss und farbiger Präsenz am Symposium allgegenwärtig. Ist Zivilcourage ebenso wie der heimische Apfel eine zum täglichen Leben gehörende traditionelle und gesunde Selbstverständlichkeit in der Schweiz? Oder ist Zivilcourage wie der Tell-Apfel eher ein historischer Mythos, der bei genauerer Betrachtung zum kritischen Nachdenken und zum Handeln aufruft?

Wie dem auch sei, das Symposium «Zivilcourage» und diese Publikation ermutigen zu einem beherzten Einstehen für ethische Werte in schwierigen Situationen.

In diesem Sinne danken wir Brigitte Woggon für ihren langjährigen Einsatz an der Universität Zürich: für die von ihr hoch geachteten Patientinnen und Patienten, für die Wissenschaft und für die Gleichstellungsförderung, und ganz persönlich danken wir ihr für ihre Hartnäckigkeit und Unerschrockenheit, für ihre Lebendigkeit und für ihre oftmals unbequemen Worte und Handlungen.



Foto: Palma Fiacco

Andreas Fischer, Rektor der Universität Zürich

«Zivilcourage». Woher kommt dieser Begriff und welche Bedeutung hat und hatte er? Und wie hat die «Zivilcourage» Einzug gehalten in unseren Sprachgebrauch? Man könnte auch fragen: Wie ist aus der Courage – dem französischen «Mut» – ein «Bürger-Mut», eine Zivilcourage, geworden? Ich möchte im Folgenden kurz die Geschichte und die Herkunft dieses Wortes erläutern.

Der französische Ausdruck «Courage» tauchte im Deutschen zuerst – das heisst ab dem 16. Jahrhundert – in der Soldatensprache auf und bezeichnete die Eigenschaften eines

guten, ehrbaren Soldaten: Mut und Tapferkeit. Der Begriff ist von *cœur* (Herz) abgeleitet, das seine Wurzeln wiederum im gallo-romanischen beziehungsweise lateinischen *cor* hat. Erst drei Jahrhunderte später wird die militärische «Courage» auf den bürgerlichen Lebensbereich ausgeweitet und erhält das Beiwort «zivil», was neben «bürgerlich» und «nicht militärisch» auch mit «anständig» oder «annehmbar» übersetzt werden kann. «Bürgermut» also.

Es gibt Stimmen, die behaupten, dass es Otto von Bismarck, der erste deutsche Reichskanzler, gewesen sein soll, der 1864 als Erster von «Zivilcourage» gesprochen hat und bewusst zwischen einem «militärischen» und einem «zivilen, bürgerlichen» Mut unterschieden hat.

Heute verstehen wir unter «Zivilcourage» das mutige Einstehen für die eigenen Überzeugungen und Wertvorstellungen in der Öffentlichkeit, auch wenn mit Widerstand, Nachteilen oder negativen Folgen zu rechnen ist. Zivilcourage bedeutet, sich hinzustellen und sich für eine Sache, einen Menschen oder eine Gruppe und deren Interessen und Bedürfnisse starkzumachen und dafür zu kämpfen.

Auch Brigitte Woggon hat sich als engagierte Präsidentin der Gleichstellungskommission hingestellt und sich für die Umsetzung der Gleichstellung von Frauen und Männern an unserer Universität und für die Vereinbarkeit von Familie und Karriere eingesetzt. Für ihre Präsidentschaft möchte ich vor allem

zwei Dinge hervorheben: die Erarbeitung des Verhaltenskodex *Gender Policy*, der den Grundsatz der Gleichstellung noch stärker verankern soll, sowie die Schaffung der universitätseigenen Kinderkrippe «Pitschi», die zur Vereinbarkeit von Familie und Karriere beitragen soll.

Für ihre langjährige Arbeit im Dienst der Universität Zürich, ihr grosses Engagement für die Frauen und ihren ausgeprägten Sinn für Gleichberechtigung – nicht nur für die des weiblichen Geschlechts – danke ich Brigitte Woggon ganz herzlich. Ich habe sie als eine kämpferische, aber auch pragmatische und unbestechliche Persönlichkeit kennengelernt, und sie wird mir in diesem Sinne als «Mutter Zivilcourage» in Erinnerung bleiben.

Es ist mir eine Freude und Ehre zugleich, am Symposium «Zivilcourage» zur Emeritierung von Brigitte Woggon sprechen zu dürfen, denn Frau Woggon ist für mich eine ganz spezielle Persönlichkeit. Beruflich beschäftige ich mich schon seit langem mit dem Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, und Brigitte Woggon verkörpert für mich diesen Dialog. Die Anliegen der Gesellschaft in die Wissenschaft zu tragen erfordert immer auch Zivilcourage. Und deshalb hätte das Symposium kein besseres Thema haben können.

Zurzeit befinde ich mich in Teheran, im Iran, einem Land, von dem wir durch die vielen düsteren Fernsehbilder eine sehr verzerrte Vorstellung haben. Lassen Sie mich deshalb kurz ausholen: Landschaftlich prachtvoll, geprägt von einer jahrtausendealten Kultur mit einer urbanen, hochkultivierten Zivilgesellschaft, wird es heute beherrscht von einem repressiven religiös-ideologischen Regime, das sich an keine rechtsstaatlichen Normen hält. Wie steht es hier mit der Zivilcourage? Hier, wo jede Handlung gegen die Staatsgewalt nicht nur sofort unterdrückt wird, sondern Gefängnis, Folter und Tod bedeutet, rückt Zivilcourage in die Nähe einer hoffnungslosen Verzweiflungstat.

Und trotzdem gibt es sie: Da sind einige wenige, die alles in Kauf nehmen, um für einen kurzen Moment ihren Überzeugungen Ausdruck zu geben und ein Zeichen zu setzen für die mit Füßen getretenen Menschenrechte. Und da sind jene – darunter viele selbstbewusste starke Frauen –, welche auf sehr leise, subtile Weise Zivilcourage be-



Die Juristin und Universitätsrätin Myrtha Welti

weisen und damit im Kleinen etwas bewegen. «Darum bleiben wir», sagen mir diese Menschen immer wieder.

WAS HEISST ZIVILCOURAGE?

Unter Zivilcourage verstehe ich ein freiwilliges, individuelles Handeln, dem persönliche Betroffenheit sowie Engagement und Verantwortungsbewusstsein für die Gemeinschaft zugrunde liegen. In diesem Sinne ist Zivilcourage ein urdemokratisches Instrument. Zivilcourage verlangt neben Mut und einem gesunden Mass an Selbstvertrauen einen starken Willen, sich allen Hindernissen zum Trotz für zivilgesellschaftliche Grundwerte einzusetzen und dabei zugunsten von anderen, Schwächeren, auch persönliche

Risiken einzugehen. Ein Beispiel: Am 1. Dezember 2008 lautete in einer Tageszeitung der französischen Schweiz der Titel des Berichts zum Ausgang der Abstimmung über fünf eidgenössische Vorlagen: «Un cris de cœur et quatre fois la raison!» Ein Schrei des Herzens und viermal die Vernunft. Beim «cris de cœur» handelte es sich um die Initiative zur Unverjährbarkeit pornographischer Straftaten an Kindern. Der Initiatorin gelang es praktisch ohne Mittel, mit ein paar wenigen Mitstreiterinnen, gegen alle sachlichen Vorbehalte, gegen Bundesrat, Parlament und gegen die meisten Parteien und entgegen allen Prognosen, eine Mehrheit der Bevölkerung zu überzeugen. Dieser «Schrei des Herzens» war – bei allen rechtsphilosophischen Bedenken – ein Akt der Zivilcourage.

Zur weiteren Anschauung ein persönliches Erlebnis aus meinem beruflichen Leben: 1995 trat ich aus Protest aus der kantonalen Sektion meiner Partei, der SVP, aus, deren schweizerische Generalsekretärin ich damals war. Der Grund: Nach den nationalen Parlamentswahlen machten einige Männer an einer öffentlichen Parteiveranstaltung verächtliche und diskriminierende Sprüche über diejenigen Frauen, welche kandidiert hatten, aber nicht gewählt worden waren. So fanden sie zum Beispiel: «Ihr müsst halt Frauen bringen, die den Männern gefallen, die kurze Röcke tragen.» Mein Entschluss, zu handeln, war in derselben Sekunde gefällt, in der ich das hörte. Er war getragen von einer inneren Empörung, die alle anderen Überlegungen in den Hintergrund treten liess. Ich fragte mich damals nicht, wie sinnvoll mein Handeln war, ob es eher schadete oder nützte und was es für mich, meinen Job und meine Familie zu bedeuten hatte. Eine Grenze war überschritten, nichts anderes war mehr möglich. Zuerst ging es um etwas rein Persönliches, um

meine Empörung, meine Wut, um meine Würde. Aber dann sah ich mich auch stellvertretend für die anderen betroffenen Frauen, die kandidiert hatten, und schliesslich ging es mir um alle Frauen und ihre Diskriminierung in der Gesellschaft.

Was war der Erfolg? Obwohl starke Kräfte innerhalb der Partei meine sofortige Kündigung verlangten, konnte ich trotz Austritt aus der kantonalen Sektion im Amt bleiben, unter anderem wohl auch dank der Medien. Für einige Zeit beschäftigte sich die Öffentlichkeit mit dem Thema, es folgten Veranstaltungen aller Art und ausserdem eine Flut persönlicher Reaktionen, unterstützende und verurteilende, darunter auch diffamierende und bedrohliche. Erreicht hatte ich zwei Dinge: zum einen, dass die Hemmschwelle, solche Sprüche in der Öffentlichkeit zu machen, kurzfristig höher wurde. Zum andern – und das ist das Entscheidende – erhielt ich unzählige positive, dankbare, solidarische und motivierende Zeichen von Frauen («Sie haben mir Mut gemacht!»). Sie berühren mich noch heute. Vor allem aber haben sie mir gezeigt, dass mein Handeln wichtig und richtig war. Es hat dazu beigetragen, dass über die Jahre hinweg tragfähige Netzwerke entstanden sind.

FEHLT UNS ZIVILCOURAGE?

So viel zum anschaulichen Teil. Nun aber zum eigentlichen Thema meines Beitrags: Fehlt uns Zivilcourage? Es gibt viele Gründe, die uns daran hindern können, couragiert zu handeln, obwohl wir uns der Notwendigkeit dazu eigentlich bewusst sind. Die Angst, selber zum Opfer zu werden, das Abwägen von Interessen (was setze ich aufs Spiel?), Gleichgültigkeit, Mangel an Mut oder Selbstvertrauen. Ein Grund mag auch in

der zunehmenden Individualisierung unserer Gesellschaft liegen. Wichtig ist: Ja, es fehlt uns heute an Zivilcourage, und noch wichtiger ist die Frage: Was können wir dagegen tun?

Kann man Zivilcourage lernen oder üben? Obwohl ich über diese Vorstellung im ersten Moment die Stirn gerunzelt habe, muss ich die Frage bejahen. Denn Zivilcourage erfordert die Fähigkeit, nachzudenken, eine eigene Meinung zu entwickeln und für diese einzustehen. Deshalb scheint mir die Aufforderung, Zivilcourage im Rahmen von Lehrveranstaltungen zu fördern und zu unterstützen, eine sehr gute Sache zu sein.

Zivilcourage muss nicht immer mit Pauken und Trompeten daherkommen. Zivilcourage kann im Kleinen entstehen, kann wachsen und sich entwickeln. Brauchen können wir sie in allen Lebensbereichen, wo immer es darum geht, sich für eigene Überzeugungen oder gegen Ungerechtigkeit einzusetzen, sich für Grundwerte zu wehren und Schwächere zu schützen und zu stützen. Und wenn mir der Mut fehlt, selber aufzustehen, kann ich Hilfe holen, Gleichgesinnte suchen.

HABEN FRAUEN MEHR ZIVILCOURAGE?

«Je mehr Bürger mit Zivilcourage ein Land hat, desto weniger Helden braucht es», soll Franca Magnani, engagierte Journalistin und ehemalige Korrespondentin verschiedener in- und ausländischer Tageszeitungen und Fernsehstationen, gesagt haben. Ihre Beiträge für das deutsche Fernsehen wurden allerdings gestrichen, nachdem sie sich geweigert hatte, sich die Inhalte von ihren Chefs «vordenken» zu lassen.

Ich stelle fest, dass ich in all meinen Beispielen von Frauen gesprochen habe. Ein Zufall? Oder

zeigen Frauen tatsächlich mehr Zivilcourage? Und wenn ja, warum? Weil sie mutiger sind? Weil sie weniger zu verlieren haben? Weil sie sensibler auf Unrecht reagieren? Sind Männer eher fürs Heldentum zuständig, während Frauen einen ausgeprägteren Gemeinschaftsinn haben? Ich kann darauf keine schlüssige Antwort geben.

Spreche ich von Zivilcourage, spreche ich von Demokratie. Unsere Gesellschaft ist auf Menschen angewiesen, die es wagen, sich für ihre Überzeugungen zu wehren, gegen alle Strömungen und Mehrheiten. Zivilcourage ist eine bürgerliche Tugend. Möge dieses Symposium dazu beitragen, dass wir mehr Bürgerinnen und Bürger dazu bringen, diese Tugend auszuüben und sie nicht an andere oder an den Staat zu delegieren. Das schreibe ich in einem Land, in welchem die Menschen diese Freiheit nicht haben.

Der Theologe Hans Küng ist Träger des diesjährigen «Preises für Zivilcourage» des Düsseldorfer Freundeskreises Heinrich Heine. Er habe, so heisst es in der Laudatio, mit seinem Schaffen eine «konstruktive Unruhe» bewirkt. Etwas von dieser konstruktiven Unruhe wünsche ich mir, wünsche ich der Wissenschaft und allen Mitgliedern unserer Gesellschaft!

Der Begriff Zivilcourage ist zwar grundsätzlich positiv besetzt, aber dennoch wenig in Gebrauch. Liegt es an seiner hohen normativen Ladung? Liegt es an seinen Herkunft und an den unterschiedlichen Verständnissen? Liegt es vielleicht daran, dass nur bestimmte gesellschaftliche Personen oder Gruppen ihn – zumeist situativ oder gar instrumentell – verwenden? Oder liegt es daran, dass Zivilcourage immer wieder einmal «verlangt» oder «eingefordert» wird, so durch politische wie moralische Instanzen und Akteure, und das zunehmend in Form von Kampagnen? Du sollst Zivilcourage zeigen. Du hast in diesem Fall, den wir dir jetzt nennen, zivilcouragiert zu sein. Diese Hinweise haben jedoch nicht zuletzt zur Folge, dass man zuwarten kann, bis der Sturm der moralischen Entrüstung sich gelegt hat, bis das moralische Donnerwetter vorbei ist. Das heisst im Umkehrschluss: Zeige deine Betroffenheit, aber du musst nicht unbedingt Zivilcourage haben. Denn wir wissen ja alle, dass sich die Themen ändern, auch weil jeden Tag eine neue Zeitung erscheinen muss. Wird Zivilcourage immer nur fallweise zum Thema, muss sie stets eingefordert werden?

Es stimmt wohl, dass in der modernen Gesellschaft immer mehr moralische Unternehmer unterwegs sind, auf den Medienthemenwellen surfen, um ihres eigenen Vorteils willen. Hier, in diesem zunehmend instrumentellen Vorgehen, sehe ich Probleme: Durch Kampagnen, zumal politisch-educative, sollen wir dazu gebracht werden, gegen «rechts» oder «Ausländerdiskriminierung» zu sein oder für bestimmte «Minderheiten» oder Anliegen

einzutreten. Zivilcourage als Inszenierung für ein Kollektiv, Kampagnen als eine Form des symbolischen Handelns, dafür lassen sich sogar Bündnisse schliessen: Kommerzielle Werbe- und PR-Agenturen wirken dann nur zu gerne mit gesellschaftlichen Gruppen oder staatlichen Akteuren zusammen, geht es doch um Gemeinsamkeit, zumindest um das Zeigen von Gemeinsinn für eine gewisse Zeit – und es geht um neue Kommunikationsaufträge, für welche «gute» Sache denn auch immer.

Immer mehr Kampagnen – werden wir dadurch zivilcouragierter? Wir wissen es ja alle: Alles wird sich schon wieder beruhigen, warten wir nur ein wenig ab, lehnen wir uns zurück. Können wir individuell und kollektiv aus solchen Kommunikationsereignissen lernen? Ich habe da Zweifel.

Doch: Was eigentlich ist Zivilcourage? Taugt der Begriff Zivilcourage als Leitbild, gar als Leitbild für die Zivilgesellschaft? Oder steht Zivilcourage eher für eine alte bürgerliche Gesellschaftsvorstellung, in der es um den persönlichen Mut ging, wo man Folgen spüren konnte oder zu ertragen hatte? Gibt es aber heute, unter wertpluralen Bedingungen, noch so stark spürbare Sanktionen für ein entschlossenes Engagement? Wie liesse sich Zivilcourage neu verstehen und für die moderne, so wertplurale wie vermeintlich tolerante Gesellschaft fassen?

WAS IST ZIVILCOURAGE?

Zivilcourage ist sowohl für die Lebenswelt wie für die wissenschaftliche



Foto: Palma Fiacco

Professor Otfried Jarren referierte über das Verhältnis der Medien zu Zivilcourage.

Analyse ein höchst anspruchsvolles Konzept. Folgt man Kai J. Jonas und Veronika Brandstätter, so ist «Zivilcourage ein öffentlich gezeigtes prosoziales Verhalten zugunsten schwächerer Dritter. Dieses ist mit dem Risiko negativer Konsequenzen für den zivilcouragiert Handelnden verbunden und kann unter Umständen mit einem Normbruch (...) einhergehen» (Jonas/Brandstätter 2004: 186). Öffentlich gezeigtes prosoziales Verhalten zugunsten schwächerer Dritter – das erfordert dann in der Tat das, was alles mit dem Begriff traditionell verbunden wurde: persönlichen Mut, möglicherweise sogar persönliche Tapferkeit, und in einigen Fällen riskieren zivilcouragierte Persönlichkeiten auch heute ökonomische bzw. soziale Nachteile, weil ihnen – sofern sie öffentlich agieren – Reputation entzogen werden kann oder sie sogar Ausgrenzungen erdulden oder erleiden müssen.

Es bedarf des Mutes, für die eigenen Überzeugungen öffentlich einzustehen und sich für die als richtig erkannten Dinge aktiv einzusetzen. Dieser Mut, wir sollten ihn weiterhin den bürgerlichen Mut nennen, ist notwendig in einer freien und liberalen Gesellschaft, wenn sie sich denn weiterentwickeln soll. Abweichende Ansichten und Meinungen sollen im demokratischen Staat, in der offenen Gesellschaft, nicht versteckt werden müssen, sie gehören wie das Salz zur Suppe, sie sollten und müssen artikuliert werden, um sozialen Wandel zu ermöglichen. Kritik soll und muss möglich sein, sie ist zu ermutigen. Und das auch innerhalb von Organisationen, so wenn es um das Bezeichnen von Missständen geht: Whistleblowing ist dafür der Begriff.

So weit das eher bürgerlich zu verstehende Verständnis von Zivilcourage, in dem der

Haltung und dem Votum der Einzelnen bzw. des Einzelnen besonderes Gewicht zukommt. Zivilcourage – das ist zuerst einmal und vorrangig eine individuelle Haltung. Phasenweise kann es dazu kommen, dass ähnlich denkende Personen sich demonstrierend und fordernd, schützend und verlangend, helfend und intervenierend zusammenschliessen, aber dieser Zusammenschluss wird immer nur auf Zeit erfolgen können. Der Impetus, für oder gegen eine Sache öffentlich couragiert einzustehen, geht letztlich von Einzelnen aus. Die oder der Einzelne ist relevant. Wenn sich Einzelne übergreifend zusammenschliessen, so ergeben sich rasch Probleme bei der Organisations- und Konfliktfähigkeit dieser Interessen. Dies umso mehr, wenn bei den potenziell Beteiligten ein hohes Mass an Individualität im Spiel ist. So ist es nicht verwunderlich, dass vor allem schwach institutionalisierte Akteure wie jene, die wir zu den kulturell orientierten Akteuren der Neuen Sozialen Bewegungen rechnen, in besonderem Masse zivilcouragiertes Engagement zeigen, weil sie tagtäglich als Einzelne handeln. Doch diese «Demonstrationen» finden in der Lebenswelt, also weniger allgemein öffentlich und somit sichtbar, statt. Das gilt im Übrigen auch für eher politisch ausgerichtete Akteure der Neuen Sozialen Bewegungen, denn hier wird allenfalls auf Zeit agiert.

Wir müssen wohl anerkennen: Zivilcouragiertes Verhalten oder Engagement in oder von Gruppen kann man nur begrenzt auf Dauer stellen. Aber dennoch lohnt das Engagement, denn es hat Folgen – was sich am Wertewandel in der Gesellschaft ablesen lässt. Individuen können Zivilcourage leichter auf Dauer stellen, Gruppen können das eher weniger, denn für die Beteiligten fehlt der Anreiz für ein dauerhaftes wie öffentlich sichtbares Engagement. Das zumal dann, wenn

oder weil zu allgemeine Wert- oder Zielsetzungen verfolgt werden. Denn: Kennen Sie nennenswerte Gruppen, die sich gegen Naturschutz, gegen die Gleichstellung der Geschlechter oder aktiv für Kriege einsetzen?

ZUR LEGITIMATION VON ZIVILCOURAGE IM JOURNALISMUS

Wenn nun Zivilcourage «ein öffentlich gezeigtes prosoziales Verhalten zugunsten schwächerer Dritter» sein soll, so ergibt sich die Frage, was ein «schwächerer Dritter» ist und wann zu seinen Gunsten interveniert werden sollte oder gar muss. Und hier scheiden sich dann durchaus die Geister. Die Frage gewinnt noch an Gewicht, wenn dieses Engagement zudem mit einem «Normbruch» verbunden sein könnte oder dieser bewusst in Kauf genommen wird. Hier ist abzuwägen, ob und wann ein solches zivilgesellschaftliches Verhalten noch als legitim erachtet oder ab wann es als problematisch oder gar als illegitim angesehen wird. Keine Sorge, es folgt nun keine philosophische und auch keine rechtliche Abhandlung, dazu wäre ich auch nicht kompetent, wohl aber eine Bemerkung aus der publizistik- und kommunikationswissenschaftlichen Journalismusforschung heraus. Journalisten recherchieren, leider zu selten, aber ab und an dann doch. Dürfen Journalisten dabei Methoden wie die «Schneeballrecherche» anwenden, also im Zuge eines Rechercheprozesses beispielsweise Personen vorgeblich ermittelte Dinge vorhalten, die sie noch gar nicht wissen – also ins Blaue hinein fragen, um «auf den Busch» zu klopfen –, und damit möglicherweise Arglosigkeit von befragten Personen ausnutzen? Dürfen sie Telefonate oder Gespräche nach eigenem Gutdünken mitschneiden und verwerten und dann im Rechercheprozess mit diesem Material selektiv umgehen? Natur-

lich dürfen sie das – wenn zum guten Schluss der Schurke – der hiess beispielsweise einmal Richard M. Nixon – erfolgreich als Schurke erkannt und wegen seiner Untaten aus dem Amt entfernt wird. Dieses Beispiel ist fast schon eine Legende für den investigativen Journalismus, und dieses Vorgehen wurde mit Preisen versehen. Erst im Nachhinein aber waren die eingesetzten Techniken zu rechtfertigen. Darf man um des Guten willen so agieren? Wer kann oder muss das ab wann überprüfen?

Beim Staat ist unsere Haltung anders und zumeist auch klar und deutlich: Allenfalls im Falle eines begründeten Verdachts und grundsätzlich nur unter Beizug von Richtern ist das Ausforschen und vertiefte Recherchieren gewissen staatlichen Instanzen erlaubt. Auch im Fall von «Watergate» war der Fall klar – im Nachhinein. Es wurde massiver Machtmissbrauch durch staatliche Akteure aufgedeckt. Das rechtfertigt viele Mittel, aber sicher nicht alle, denn auch hier ist die Verhältnismässigkeit zu sehen und zu achten. Das erklärt, weshalb investigativer Journalismus die Ausnahme und nicht die Regel und weshalb er grundsätzlich schwach institutionalisiert ist.

Zivilcourage ist keine einfache Sache, sie erfordert eine Persönlichkeit, die wägen, abwägen und sodann entscheiden kann – und die verantwortungsfähig ist. Doch können oder müssen Journalistinnen und Journalisten die volle Verantwortung für ihr Tun, also für ihre Berichte und deren Wirkungen übernehmen? Ich denke – nein. Journalismus muss auch dann frei agieren können, wenn die Wirkungen von Beiträgen nicht vollständig oder gar sicher abgeschätzt werden können. Das heisst natürlich nicht, dass alles geht oder möglich ist, aber nach sorgfältiger Abklärung

und auf Basis anerkannter handwerklicher Regeln muss Journalismus agieren können. Norm- und Regelverletzungen Dritter muss der Journalismus vermitteln dürfen, er hat dies aber analysierend und kommentierend einzubetten.

Zivilcourage als Bürgertugend zur Einforderung bzw. Geltendmachung von gesellschaftlichen Normen. Hieran wirkt der Journalismus mit, auch indem er über Abweichendes berichtet und über Abweichung reflektiert. Dabei hat sich das journalistische Handeln auf zentrale gesellschaftliche Normen zu beziehen wie Gesetzestreue, die Menschenrechte für alle Personen (also unabhängig von Herkunft, Geschlecht oder Religion) oder auf das Gebot der Toleranz in modernen, multikulturellen Gesellschaften. In modernen Gesellschaften, die weniger ein Oben und ein Unten kennen und in denen die vormaligen moralbestimmenden und rechtssetzenden Instanzen an Einfluss verloren haben, in diesen Gesellschaften kommt vor allem und vorrangig den intermediären Organisationen wie den Einzelnen eine höhere Verantwortung für die Bewältigung gesellschaftlicher Kontingenz zu. Das kann man, das muss man lernen, und es müssen sowohl individuelle wie kollektive Lernprozesse angestossen, angeregt oder eingefordert werden. Aber Journalisten und Medien sind hier nicht vorrangig unmittelbar gefragt.

ZIVILCOURAGE IM JOURNALISMUS

Der unter anderem von Jonas/Brandstätter entwickelte Ansatz zur Ausbildung bzw. zum Training von Zivilcourage ist sinnvoll und richtig: Wir müssen lernen, wie wir mit Konflikten privat wie öffentlich umgehen, und wir müssen lernen, wie wir dies verantwortungsbewusst und öffentlich

tun können. Öffentlich deshalb, weil Massnahmen oder Interventionen nur so gesehen und bewertet werden können – von anderen. Nichtöffentliches Agieren kann derartiges Verhalten entlegitimieren, es ist zudem nicht zu erwarten, dass auch andere davon lernen können, wenn sie denn wollen. Öffentliches Agieren ist also erforderlich, und das macht das Projekt Zivilcourage so schwierig. Um es mit den Kategorien von Jonas/Brandstätter zu sagen: Es bedarf der Persönlichkeiten, die über einen hinreichend anerkannten Sozialstatus verfügen, die selbstsicher sind, die über klare moralische Vorstellungen verfügen, die zur Übernahme von Verantwortung bereit sind und die bereit und in der Lage sind, in konkreten Situationen soziale und emotionale Nähe herzustellen.

Finden sich solche Persönlichkeiten auch in den Medien? Sicher, wir finden auch hier zivilcourageierte Persönlichkeiten, die so agieren wollen und können. Doch finden wir sie in den entsprechenden journalistischen Rollen vor? Das kaum, denn das prosoziale öffentliche Eintreten für schwächere Dritte in der Gesellschaft ist kein zentrales und von den meisten Akteuren geteiltes journalistisches Rollenbild. Und dieses Rollenbild macht sich somit auch nur partiell in entsprechenden Berufsrollen bemerkbar – die Rolle des investigativen Reporters gehört natürlich dazu. Prosoziales Eintreten – das ist kein starkes Rollenselbstbild im Journalismus. Vielleicht sollte ich sagen: kein starkes Rollenselbstbild mehr. Denn: Die Rollenselbstbilder im Journalismus unterliegen dem sozialen Wandel, wie gesellschaftliche Moden auch, und die Journalisten passen sich wie die Mehrheit der Bevölkerung an. So ist es kein Wunder, dass sich in zunehmend durchkommerzialisierten Gesellschaften (mit durchökonomisierten Medienorganisationen) immer

mehr Journalistinnen und Journalisten als Dienstleister sehen – und weniger als sozial engagierte Akteure zugunsten sozial benachteiligter Gruppen. Ohnehin stehen im Journalismus nur wenige Rollen und Funktionen zur Verfügung, um Werte und Normen direkt oder zumindest indirekt zu propagieren: Zum einen obliegt die Debatte über die gesellschaftlichen Werte und die soziokulturelle Grundordnung vor allem den Leitartiklern und Kommentatoren. Zum anderen fliessen Diskussionen über die soziokulturelle Lage in gesellschaftlichen Gruppen in alle aktuellen Berichterstattungsformen ein – das aber vielfach nicht explizit und somit erkennbar. Allenfalls bei grösseren gesellschaftlichen Debatten oder in Krisen- oder Konfliktfällen kann sich dies ändern. Aber der Journalismus tut sich aus strukturellen Gründen generell schwer mit dem Umgang mit neuen sozialen Prozessen oder Forderungen wie auch mit neuen, gar auf Veränderung des gesellschaftlichen Status quo drängenden Akteuren.

Der Umgang mit Rechts- oder Linksradikalismus, der Umgang mit Fremdenfeindlichkeit: Wenn die Phänomene auftreten, so fängt der Journalismus immer wieder neu an zu lernen. Die Medien haben eben nur ein schwaches Gedächtnis. Die journalistische Alltagsdiskussion, jenseits der Chronistenpflicht, heisst dann immer: draufhauen oder tiefer hängen? Thematisieren oder eher aktiv dethematisieren, so um Nachfolgeeffekte oder gar Nachfolgetaten zu vermeiden? Die mediale Berichterstattung ist stark darauf angewiesen und davon abhängig, ob und welche Akteure derartige Ereignisse thematisieren und wie sie diese deuten. Journalismus ist reaktiv, eher getrieben von den Themen starker Akteure, weniger proaktiv und selbstbestimmt.

Zivilcourage setzt, so haben wir gelernt, prosoziales Verhalten voraus. Das ist für die Medien, die sich mehrheitlich an den Verlautbarungen und am Handeln einflussreicher und mächtiger politischer, ökonomischer und kultureller Akteure orientieren, kein Thema: Medien greifen vorrangig das auf, was bereitgestellt wird, die Journalisten entscheiden über die Aufmachung und die Darstellungsform. Und Themen werden vor allem dann zu länger laufenden Themen, wenn Akteure jenseits der Medien aktiv dazu beitragen. Das eigenständige Thematisierungspotenzial der Medien ist, auch wenn es hier deutliche Unterschiede gibt, insgesamt als eher gering zu veranschlagen. Das ist zurückzuführen auf den Mangel an Autonomie der Medien, die (fehlende) Ausstattung in den Redaktionen, aber auch auf das journalistische Selbstbild und Rollenverständnis.

JOURNALISTISCHE ZIVILCOURAGE ALS NOTWENDIGKEIT

Journalismus ist, mit Recht, keine pädagogische Veranstaltung, und die Medien sollen nicht Ziele Dritter durchsetzen. Auch nicht in einem «guten» Sinne. Journalisten wie Medien können eben auch nicht sozialkompensatorisch wirken. In den 1970er Jahren wurde einmal das Konzept eines «Umkehrprozesses» propagiert. Durch die Orientierung der Medien an Abweichungen und Konflikten und ihr geringes Interesse sowie die geringen Möglichkeiten für vertiefende Berichterstattungen und Analysen kommt die Debatte, kommt ein längerer Diskurs in den Medien über gesellschaftliche Themen vielfach zu kurz. Medien sind grundsätzlich nur sehr bedingt für länger anhaltende und explizit geführte gesellschaftliche Diskurse geeignet, doch können sie durch ihre Thematisierung wirkungsvoll für Anschlussdiskurse

oder Debatten in gesellschaftlichen Gruppen sorgen. Zivilcourage können die Medien von Fall zu Fall abbilden, dass es aber kurzfristig zu individuellen oder gar kollektiven Lernprozessen durch Medienberichte kommt, das ist eher nicht zu erwarten. Medienthemen und Debatten in den Medien müssen Anschlusskommunikation in der Lebenswelt und bei gesellschaftlichen Intermediären auslösen, wenn nachhaltige gesellschaftsweite Diskussionen möglich werden sollen.

Doch an einem Symposium, an dem es um Zivilcourage geht, mag ich natürlich nicht mit einer reinen Defizitbilanz schließen. Dies vor allem deshalb nicht, weil wir bürgerliche Tugenden und bürgerschaftliches Engagement unter den neuen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen mehr denn je benötigen. Das ist aber eine Sache aller Gesellschaftsmitglieder, in ihren unterschiedlichen Rollen. Insoweit sind auch Journalistinnen und Journalisten, ebenso Verleger und Medienmanager gefordert, über ihre Rollen, ihre Aufgaben und ihre Leistungen wieder und wieder zu reflektieren.

Das vermögen sie umso besser, je stärker und differenzierter aus der Gesellschaft Anforderungen an Journalisten und Medien formuliert werden. Das ist, wie wir wissen und mit medienökonomischen Ansätzen erklären können, aber leider nicht oder nur unzureichend der Fall. Die ökonomische wie die publizistische Medienvielfalt wird mehr und mehr eingeschränkt, Medienkritik und Medienjournalismus verlieren in den Medien an Bedeutung, Modethemen und Mainstreaming nehmen überhand, aber über diese offenkundigen Veränderungen gibt es keine offenkundige, laute Klage in der Gesellschaft derzeit. Derzeit. Und wenn die Wissenschaft das versucht, so wird sie nur zu gerne als illegitime

Kontrollinstanz geißelt. Medien sind arg schnell, wenn es darum geht, an sie gestellte Anforderungen abzuweisen. Sie gehören zu der kleinen Gruppe gesellschaftlicher Institutionen, die sich der systematischen Kritik und Kontrolle entziehen, die Evaluationen für ihren Bereich kategorisch ablehnen und in keiner Weise systematische Formen der Selbstkontrolle praktizieren und die sich auch nicht Verfahren einer Qualitätszertifizierung beispielsweise stellen.

Unter solchen sozioökonomischen und sozio-kulturellen Bedingungen ist es für die Journalistinnen und Journalisten nicht einfach, als selbstbewusste und eigenständige Rollenträger zu agieren. Zivilcourage als öffentlich gezeigtes prosoziales Verhalten in hierarchisch gegliederten Redaktionen und Medienunternehmen – das erfordert im heutigen Journalismus tatsächlich Mut. Und dieser Mut wird gezeigt, aber öffentlich nur selten, weil er nicht in das Bild der Medien passt. Zivilcourage sowohl von Journalistinnen wie Journalisten wie auch von anderen Akteuren – das stört scheinbar ungemein, das wird wohl deshalb so selten zum Thema.

Es ist also an uns: Zeigen wir Engagement, stärken wir jenen Medien und jenen Journalistinnen und Journalisten mit Beachtung und sozialer Anerkennung den Rücken und sichern wir jenen Medienunternehmen mit Geld die Existenz, die sich um die öffentlichen Angelegenheiten kümmern und bemühen. Die Herstellung von Öffentlichkeit durch Medien über zivilcouragierte Handlungen und die Darstellung wie Analyse der damit verbundenen gesellschaftlichen Probleme, die nur zu gerne unter dem Aktualitätsdruck «übersehen» oder zumindest strukturell in der Medienberichterstattung vernachlässigt werden, wird dann wahrscheinlicher. Das ist

nicht viel, aber in Anbetracht der begrenzten Möglichkeiten von zentraler Bedeutung für die Weiterentwicklung einer offenen Gesellschaft. Holen wir die Medien zurück in die Gesellschaft.

Ich danke Herrn lic. phil. Pascal Zwicky, Assistent am IPMZ – Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung der Universität Zürich, für die Literaturrecherche, für seine inhaltlichen Ergänzungen sowie die redaktionelle Bearbeitung meines Vortrages.

LITERATUR

Brix, Emil; Nautz, Jürgen; Thien, Klaus (Hg.) 2004: Zivilcourage. Wien.

Burkard, Roland; Stalzer, Lieselotte 2006: Kommunikatoren unter Druck. Journalistische Herausforderungen der Krisenberichterstattung. In: tv diskurs, 10, H. 1, S. 36–41.

Donsbach, Wolfgang; Patterson, Thomas E. 2004: Political News Journalists. Partisanship, Professionalism, and Political Roles in Five Countries. In: Esser, Frank; Pfetsch, Barbara (Hg.): Comparing political communication: Theories, Cases, and Challenges. New York, S. 251–270.

Eschenauer, Barbara 2002: Unabhängigkeit – Zivilcourage – Verantwortungsgefühl. Beobachtungen und Thesen zur journalistischen Aus- und Fortbildung. In: Altmeppen, Klaus-Dieter; Hömberg, Walter (Hg.): Journalistenausbildung für eine veränderte Medienwelt. Diagnosen, Institutionen, Projekte. Wiesbaden, S. 31–38.

Hermann, Angela; Meyer, Gerd 2000: Zivilcourage in Institutionen. In: Zeitschrift für Politische Psychologie, 8, 1, S. 9–26.

Jonas, Kai J.; Brandstätter, Veronika 2004: Zivilcourage. Definition, Befunde und Massnahmen. In: Zeitschrift für Sozialpsychologie, 35, 4, S. 185–200.

Langenbucher, Wolfgang R. (Hg.) 1980: Journalismus & Journalismus. Plädoyers für Recherche und Zivilcourage. München.

Nunner-Winkler, Gertrud 2007: Zum Begriff Zivilcourage. In: Jonas, Kai J.; Boos, Margarete; Brandstätter, Veronika (Hg.): Zivilcourage trainieren! Theorie und Praxis. Göttingen, S. 21–33.

Röttger, Ulrike 2001: Campaigns (f)or a better world? In: ders. (Hg.): PR-Kampagnen. Über die Inszenierung von Öffentlichkeit. Wiesbaden, S. 15–34.

Weischenberg, Siegfried; Malik, Maja; Scholl, Armin 2006: Journalismus in Deutschland 2005. Zentrale Befunde der aktuellen Repräsentativbefragung deutscher Journalisten. In: Media Perspektiven, 7, S. 346–361.

1. EINFÜHRUNG

Zivilcourage ist ein viel zitiertes, oft auch strapazierter Begriff. Sie betrifft eine scheinbar selbstverständliche, bei genauem Hinsehen aber recht komplexe Materie. Sie hat viele Gesichter und berührt zahlreiche Lebensbereiche. Sie ist im Alltag gefordert, und wenn sie stattfindet, wird sie oft gar nicht wahrgenommen. Zivilcourage kann sich aber auch in aussergewöhnlichen Ereignissen widerspiegeln, die durch ein grosses Medienecho in das Bewusstsein der Öffentlichkeit dringen. Bei aller Publizität, die die Zivilcourage in solchen Fällen geniesst, mag es erstaunen, dass sich ihre grosse gesellschaftliche Bedeutung bislang kaum im Recht widerspiegelt. Zwar werden einzelne Aspekte diskutiert, eine systematische Aufarbeitung und Darstellung findet sich aber nicht.

Der Beitrag «Zivilcourage im Recht» hat daher ein weites Feld zu bestellen. Es gilt, eine Auswahl zu treffen. Im Folgenden werden holzschnittartig drei Themenbereiche angesprochen: die Charakteristik der Zivilcourage, Zivilcourage als Gesetzesverstoss und die Zivilcourage als rechtskonformes Verhalten.

2. ZIVILCOURAGE-MERKMALE

Zivilcourage steht nicht losgelöst vom Recht, sondern tangiert es in den meisten Fällen, wird zum Teil vom Recht geschützt, zum Teil als Unrecht verurteilt. Manchmal werden zivilcouragierte Menschen für ihr Tun im Nachhinein durch die Geschichte und die Gesellschaft rehabilitiert;

oft aber bleiben sie als Unverbesserliche und Gefahr für die Allgemeinheit gebrandmarkt.

Die Erscheinungsformen der Zivilcourage sind so vielfältig, dass lange über ihre unverzichtbaren Merkmale und Grenzen diskutiert werden kann. Trotz all ihrer Facetten ist eines gewiss: Zivilcourage bezeichnet einen besonderen Typus menschlichen Verhaltens, der auf die Wertschätzung der handelnden Person – zumindest im Nachhinein – grossen Einfluss hat. Zivilcouragiertes Handeln wird in der Regel nicht am grünen Tisch einer normativ besetzten Dogmatik geplant, sondern entwickelt sich aus der Situation, die Mut, die ein beherztes Handeln erfordert. Wer nicht wegschaut, sondern handelt, eckt an, riskiert, benachteiligt und ausgegrenzt zu werden.

Im Vordergrund der Zivilcourage stehen Aktivitäten ausserhalb staatlicher Institutionen. Zivilcourage geht von Einzelpersonen und Gruppen aus. Mit «aufrechtem Gang» und der Bereitschaft zum Konflikt handeln diese in aktuellen oder latenten Gefährdungssituationen tugend- und werteorientiert. Dennoch ist auch in staatlichen Positionen Zivilcourage gefordert. Dies gilt zum einen, wenn in Unrechtsstaaten fundamentale Rechtsprinzipien verletzt werden. Dies gilt zum anderen auch, wenn es ganz allgemein darum geht, in den staatlichen Entscheiden dafür einzutreten, dass mächtige, oft im Verborgenen wirkende Eigeninteressen staatliche Entscheide nicht pervertieren.

Zivilcourage zielt im Wesentlichen darauf ab, die unveräusserlichen Menschenrechte zu



Foto: Palma Fiacco

Die Rechtsprofessorin Brigitte Tag während ihres Vortrags am Symposium über Zivilcourage

achten. Freiheit, tatsächliche Gleichberechtigung, Selbstbestimmung, Recht auf Leben, Schutz vor Folter sind ebenso Bezugspunkte wie die justiziellen Grundrechte, d.h. das Recht auf unabhängige und unparteiische Gerichte oder auf rechtliches Gehör.

Zivilcourage setzt ferner Sichtbarkeit voraus, sie muss nach aussen in Erscheinung treten. Die blossе Absicht, sich mutig und entschlossen einer ungewöhnlichen Situation zu stellen und für eine Sache einzutreten, ist eine mögliche Vorstufe zur Zivilcourage. Doch nicht jede Absicht wird offenbar, und manche wird missdeutet. Solange die Zivilcourage im Inneren, im Seelenleben der Mutigen verborgen bleibt, fehlt ihr eine wesentliche Komponente: die Umsetzung des Handlungsentschlusses in der Gesellschaft. Dies darf nicht zum Fehlschluss verleiten, dass zivilcouragiertes Handeln notwendigerweise sorgfältig geplant sein muss. Zwar mag eine

Vorbereitung auf die konkrete Situation vor unbedachter Übereilung und Fehleinschätzungen schützen. Auch gibt es Situationen, in denen sich die Konfliktpotenziale und der Handlungsdruck erst schrittweise aufbauen. So zum Beispiel, wenn es um latente Konflikte am Arbeitsplatz geht. Dies schliesst aber keineswegs zivilcouragiertes Spontanhandeln als Reaktion auf eine akute Notsituation aus, die danach verlangt.

Damit ist bereits der nächste Fragenkreis angesprochen: Wie muss Zivilcourage nach aussen in Erscheinung treten, um als solche zu gelten? Bedarf sie des aktiven Tätigwerdens, oder kann es auch genügen, wenn etwas nicht getan wird? Muss das Verhalten öffentlich sein, oder kann es sich auch im Geheimen abspielen?

Nehmen wir den Fall, dass ein Fluchthelfer unter Lebensgefahr einen aus politischen

Gründen Verfolgten mit dem eigenen PKW an die Landesgrenze fährt. Hier ist sein Tätigwerden und damit das aktive Tun offensichtlich. Aber es spielt sich im Geheimen ab, denn alles andere würde gegebenenfalls tödlich enden. Derartige Heldentaten werden oftmals nie oder erst Jahre später bekannt, wenn das Unrechtsregime nicht mehr existiert.

Und wie ist die Lage zu bewerten, wenn jemand nichts tut? Ist dies Ausdruck von Verzagttheit oder von gesundem Selbstschutz? Oder kann auch dies Zivilcourage sein? Die Antwort hierauf gibt uns die Geschichte, aber auch der Alltag. Beide lehren uns, dass es manchmal und unter bestimmten Umständen viel schwerer sein kann, nichts zu tun, als zu handeln. Ein solches Beispiel wurde berühmt unter der Schlagzeile «Die Welt stand auf, als Rosa Parks sitzen blieb». Was verbirgt sich dahinter? Am 1. Dezember 1955 setzte sich die 42-jährige farbige Rosa Parks in Montgomery nach der Arbeit in den Bus und wollte heimfahren. Vorne sassen nur weiße, hinten nur die farbigen Passagiere. Rosa Parks sass in den mittleren Reihen – was erlaubt war, wenn kein Weißer Anspruch auf den Platz erhob. Als ein Weißer in den Bus stieg und in den mittleren Reihen Platz begehrte, weigerte sich Frau Parks, aufzustehen. Dafür wurde ihr eine Busse auferlegt. Als daraufhin die farbige Bevölkerung aus Protest die Busbetriebe boykottierte, wurde Rosa Parks in Haft genommen, da man sie für den Boykott verantwortlich machte. Nach langem Hin und Her und etlichen politischen Wirren erging letztlich ein Beschluss des Supreme Court, wonach die Rassentrennung in Bussen gesetzeswidrig sei. Dieses Beispiel macht deutlich: Zivilcourage kann sich auch im Nichtstun, im Unterlassen offenbaren.

3. RECHTSGRENZEN: GEGEN UNRECHTSGESETZE

Damit ist ein weiterer Themenkreis angeschnitten: Wie wird Zivilcourage von Unrecht abgegrenzt? Sowohl der Fall des Fluchthelfers wie das Sitzenbleiben von Rosa Parks waren sanktionsbewehrte Gesetzesverstöße. Erst im Nachhinein wurden die mutigen Verhaltensweisen rehabilitiert, belobigt oder durch Preise ausgezeichnet. Bedeutet dies für die Zivilcourage, dass das Recht ihr immer hinterherhinkt, Zivilcourage im Zeitpunkt der Tat Unrecht ist und erst das unverzagte Verhalten Einzelner eine Änderung der Wertehaltungen und auch des Rechts bewirkt? Die Antwort hierauf bedarf der Berücksichtigung verschiedener Fallgestaltungen:

Wenden wir uns zunächst der Problematik zu, wie das Recht damit umgeht, wenn die von den Machhabern erlassenen Gesetze ihrerseits Unrecht sind – und Menschen, die sich dagegen auflehnen, in formell ordnungsgemässen Gerichtsverfahren zum Tode verurteilt, schwer misshandelt oder jahrzehntelang verfolgt werden. Derartige staatliche Übergriffe finden sich weltweit. Die Extremsituationen finden in Unrechtsregimen statt. Beispiele sind Deutschland nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes oder auch die gerichtliche Aufarbeitung des in der ehemaligen DDR von Staats wegen begangenen gesetzlichen Unrechts, oder die Aufarbeitung der Herrschaft der Roten Khmer in Kambodscha. Diese Liste liesse sich beliebig fortführen.

Weniger extrem sind Situationen, in denen nicht der Staat als solcher auf Zwang, Unterdrückung und Unrecht aufgebaut ist, seine Gesetze jedoch unrichtig sind, weil sie z.B. gravierende Diskriminierungen unterstützen

oder zumindest zulassen. So zum Beispiel, wenn die Kündigung eines Arbeitsverhältnisses aufgrund der nationalen Gesetze auch willkürlich erfolgen kann und dies insbesondere genutzt wird, um sich von Menschen zu trennen, die wegen ihrer Wertehaltung, ihrer Aufrichtigkeit, aber auch ihrer Herkunft, Rasse, ihres Geschlechts oder ihrer Religion für den Arbeitgeber mühsam geworden sind. Juristisch gibt es zwei einfache Wege, die Problematik zu lösen, und einen komplizierten. Einfach wäre es, würde man die Unrechtsgesetze für die Zeit ihrer faktischen Geltung als rechtsgültig behandeln. Die Folge wäre eine grosse Ungerechtigkeit gegenüber all denjenigen, die darunter gelitten und versucht haben, durch zivilcouragiertes Handeln die Unrechtsgesetze zu umgehen. Eine andere Möglichkeit ist es, die unrichtigen Gesetze von Anfang an als nichtig zu erklären. Hier ist die Folge eine grosse Rechtsunsicherheit. Denn welcher Rechtszustand soll gelten, wenn das bisherige Recht für ungültig erklärt wird?

RADBRUCH'SCHE FORMEL

Damit kommen wir zur diffizilen, aber überzeugenden Lösung. Bei der rechtlichen Aufarbeitung staatlich verordneten Unrechts orientieren sich die Wissenschaft und die Praxis grösstenteils an der wegweisenden Radbruch'schen Formel. Radbruch war ein Strafrechtsprofessor, Rechtsphilosoph und Politiker, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts viele Gesetze mitgestaltete und während des Nazi-Regimes mit einem Lehrverbot belegt wurde.

Seine berühmte Formel lautet: «Der Konflikt zwischen der Gerechtigkeit und der Rechtssicherheit ist dahin zu lösen, dass das positive [...] Recht auch dann den Vorrang hat, wenn

es inhaltlich ungerecht und unzweckmässig ist, es sei denn, dass der Widerspruch des positiven Gesetzes zur Gerechtigkeit ein so unerträgliches Mass erreicht, dass das Gesetz als «unrichtiges Recht» der Gerechtigkeit zu weichen hat [...]»

Damit differenzierte Radbruch zwischen den unrechtmässigen und unzweckmässigen Gesetzen einerseits und den Gesetzen, die so im Widerspruch zur Gerechtigkeit stehen, dass ein unerträgliches Mass erreicht wird, andererseits. Seine Kernaussage beinhaltet zusammengefasst, dass sich Unrecht auch unter dem Mantel des Gesetzes verbergen kann. Doch nur bei sehr schweren Fehlern kann das Unrechtsgesetz für ungültig erklärt werden.

Um schwere Fehler festzustellen, ist zu prüfen, ob das Gesetz der Gerechtigkeit in einem «unerträglichem Mass» widerspricht. Wird dies bejaht, ist das Gesetz ungültig. Beispiele sind die Rassismusgesetze der Nazi-Zeit oder später der Schiessbefehl an der Mauer zwischen DDR und BRD. Entsteht durch die Annullierung eine Regelungslücke, kann sie im Nachhinein durch einen Rückgriff auf die Menschenrechte, die allgemein gelten, geschlossen werden. Damit werden zwar nicht die staatlichen Rechtsverletzungen der Vergangenheit rückgängig gemacht. Zumindest aber wird die mutige Auflehnung gegen sie als rechtmässig anerkannt, Gesundheitsschäden, aber auch Verlust von Eigentum werden soweit menschenmöglich ausgeglichen, und die Wertehaltung der zivilcouragierten Bevölkerungsteile findet offizielle Anerkennung. Damit verbunden ist zugleich die Feststellung, dass Menschen, die sich während der Geltung der schweren Unrechtsgesetze ohne Rücksicht auf ihr persönliches Wohlergehen für die Menschenrechte einsetzen, indem sie z.B. Fluchtmöglichkeiten organisieren, mit

Zivilcourage handeln.

Ergibt die Überprüfung des Gesetzes, dass es zwar inhaltlich ungerecht und unzweckmässig ist, die Wertungswidersprüche aber nicht unerträglich sind, entfaltet das Gesetz trotz seiner Mängel Wirkung. Dann ist es Aufgabe des Gesetzgebers, das Gesetz zu ändern. Notwehr, um die Angriffe des Gesetzes auf eigene Rechtsgüter oder Rechtsgüter Dritter abzuwehren, ist unzulässig. Der Rechtsunterworfenen ist vielmehr gehalten, den Rechtsweg zu beschreiten und in diesem Rahmen auf die Fehler hinzuweisen.

Passiver Widerstand im Sinne des friedlichen Protestes ist zulässig, Gewalttätigkeiten sind es nicht. Dieser Weg kann langwierig, dornenreich, bisweilen auch schikanös sein und ist zudem von ungewissem Ausgang. Sich dennoch diesen Mühen und Gefahren auszusetzen – wie es z.B. Rosa Parker getan hat –, um eine bestehende Ungerechtigkeit nicht nur für sich selbst, sondern gerade auch für weite Teile der Gesellschaft zu beseitigen, ist Ausdruck von Zivilcourage.

Zwar finden sich Stimmen in der Literatur, die ein derartiges Verhalten nicht als Zivilcourage, sondern als zivilen Ungehorsam beschreiben. Aufgrund der Natur der Sache gibt es zwischen Zivilcourage und zivilem Ungehorsam Überschneidungen und fließende Übergänge. Es handelt sich um zwei Konzepte, die sich nicht notwendigerweise gegenseitig ausschliessen. Vielmehr verhalten sie sich wie zwei Kreise, die eine gewisse Schnittmenge aufweisen. Ziviler Ungehorsam ist mit Gewaltfreiheit verbunden, was bei der Zivilcourage nicht zwingend der Fall ist. Zivilcourage kann sich gegen einen Unrechtsstaat, aber auch gegen Mitbürger wenden. Zivilcourage stellt zwar prinzipiell auf das Individuum ab. Insbesondere im gesellschaftlichen oder poli-

tischen Raum ist aber auch zivilcouragiertes Gruppenhandeln möglich, z.B. in erstarrten politischen Systemen, aber auch in sonstigen öffentlichen Institutionen, die nicht mehr auf zentrale Anliegen der Bevölkerung reagieren oder Strukturdefekte nicht beheben wollen bzw. können. Dazu tritt sie in der direkten Beziehung zwischen Menschen zutage und unterscheidet sich dadurch in der Regel vom blossen Ungehorsam.

Die Ausgangsfrage, ob Zivilcourage, die sich in der Auflehnung gegen Unrechtsgesetze und dem Einsatz für die Menschenrechte zeigt, Unrecht ist, kann daher meist bejaht werden – stellt man auf die Zeit der Handlung bzw. des Unterlassens ab.

Eine allfällige nachträgliche und rückwirkende Annullierung des Unrechtsgesetzes kommt einer Rehabilitierung gleich, kann das begangene staatliche Unrecht in der Regel aber nicht oder nur unzureichend wiedergutmachen. Ein nur mit Wirkung für die Zukunft geändertes Unrechtsgesetz qualifiziert die Zivilcourage, die in der Vergangenheit notwendig war, um die Gesetzesänderung zu bewirken, weiterhin als Unrecht – auch wenn die Ethik des Herzens eine andere Sprache spricht. Ihr zu folgen – wie es Rosa Parker getan hat – ist Zivilcourage.

4. MIT DEM RECHT FÜR DEN MENSCHEN

Zivilcourage muss sich aber nicht zwingend gegen den Staat richten. Kommt sie im Alltag vor, wird es oft so sein, dass sie sich gegen Übergriffe anderer Einzelpersonen oder Gruppen wendet.

Die Berichte über gewaltsame Übergriffe auf Obdachlose, Menschen mit Migrationshintergrund, aber auch auf Kinder, Frauen,

Behinderte, ältere Menschen und zunehmend auf Lehrpersonen sind so zahlreich, dass es schwierig ist, den Überblick zu wahren. Dieses Bild wird ergänzt durch seelische oder körperliche Attacken, sei es im Arbeitsalltag, sei es im Rahmen von Mobbing oder sexuellen Übergriffen. Die Opfer können sich in derartigen Situationen oft nicht oder nur unzureichend wehren. Sie stehen entweder körperlich deutlich überlegenen Aggressoren gegenüber oder werden aus dem Hinterhalt überrascht.

Bei sexuellen Übergriffen und Mobbing lähmt der ausgeprägte Persönlichkeitsbezug des Fehlverhaltens oftmals das Opfer, das die Übergriffe als besonders kränkend und verletzend erlebt. Der Umstand, dass sie sich in aller Regel nicht in der Öffentlichkeit ereignen, dass den Indizien und der Glaubwürdigkeit der involvierten Personen grosse Bedeutung zukommt, dass oftmals ein Machtgefälle zwischen Täter bzw. Täterin und Opfer besteht und es sehr unterschiedliche Wahrnehmungen und Bewertungen gibt, zeigt, wie heikel die Materie ist. Eine Aufklärung oder Einmischung mit dem Ziel, die Übergriffe zu stoppen, ist für die Helfer mit grossen Risiken verbunden, da sie oftmals selbst zum Angriffsobjekt werden.

NOTHILFE

Wie stellt sich das Recht zu derartigen Situationen? Zunächst ist daran zu erinnern, dass Zivilcourage nicht mit unerlaubter Selbstjustiz verwechselt werden darf. Stellt der Staat den gebrochenen Frieden durch staatliche Verfolgung und Vollstreckung wieder her, so ist dies der ureigene Bereich des staatlichen Gewaltmonopols. Hier gilt das Verbot der Selbstjustiz und der Privatgewalt. Dies dient dazu, das Faustrecht einzuschränken,

das nicht der Gerechtigkeit, sondern dem Recht des Stärkeren folgt. Im Unterschied dazu ist bei einem aktuellen Angriff auf Rechtsgüter des Einzelnen jeder befugt, den Rechtsbruch sofort zu beenden. Denn keine Rechtsgemeinschaft kann darauf verzichten, den Glücksfall zu nutzen, dass jemand bereit ist, einem anderen in einer bedrängenden Situation beizustehen. Die rechtspolitische Bedeutung der Nothilfe hängt wesentlich von der Bereitschaft der Bürger ab, sich mit Opfern zu solidarisieren und sich für öffentliche Belange zu engagieren.

Dass der moderne Staat sich nicht durchgängig auf hochentwickelte Bürgertugenden verlassen kann, das haben die soziologischen Gesellschaftsanalysen seit langem erkannt. Umso berechtigter ist es, wenn Solidarität und Zivilcourage bereits im Kindergarten und in der Schule trainiert werden. Die im Recht verankerte Nothilfe unterstützt Zivilcourage und verleiht ihr das Prädikat des Rechtmässigen und gesellschaftlich Erwünschten. So zum Beispiel, wenn ein Mann in der Strassenbahn eingreift, um einen Angriff Halbstarker auf eine Person mit offensichtlichem Migrationshintergrund abzuwehren und die Angreifer in die Flucht zu schlagen. Solange sich die Unterstützung im Bereich des Verhältnismässigen bewegt, ist der Nothelfer rechtlich geschützt. Selbst eine Verletzung oder im Extremfall auch die Tötung des Angreifers können rechtmässig sein.

Warum wird das Verhalten des Helfers mit dem Prädikat zivilcouragiert ausgezeichnet? Der Grund ist ein mehrfacher. Wer sich einmischt, stösst auf Widerstand. Die Menschen sind von klein auf gewöhnt, von vermeintlichen Niederlagen anderer zu profitieren, aus Konkurrenzsituationen Vorteile zu ziehen und daraus Macht aufzubauen. Wer all dies

ausser Acht lässt, in einer Notsituation Hilfe leistet, moralisch empört ist, dass die Rechte des Opfers vom Angreifer nicht anerkannt, sondern verletzt werden, handelt solidarisch. Im Unterschied zur Polizei oder zu nahen Angehörigen ist der unbeteiligte Helfer nicht verpflichtet, dem Opfer beizustehen. Der Helfer verzichtet auf den eigenen Vorteil und riskiert grosse Nachteile. Die aktive Einmischung erfordert mehr Mut als die Anpassung. Der Helfer mobilisiert eigene Ressourcen, nimmt zum Schutz des Opfers die Gefährdung seiner selbst freiwillig in Kauf. Die Frage «Was geht mich das an?» diskutiert er nicht lange, sondern er handelt in einer auch für ihn ergebnisoffenen Situation.

WHISTLEBLOWING

Ein anderes Beispiel von Zivilcourage betrifft das sogenannte Whistleblowing. Es liegt in der Regel vor, wenn sich Beschäftigte aus gemeinnützigen Zwecken gegen ungesetzliche, unlautere oder ethisch zweifelhafte Praktiken wenden, die ihnen innerhalb des Unternehmens bekannt geworden sind. Die Akzeptanz dieses Verhaltens ist sehr unterschiedlich.

Bereits Konrad Adenauer hat mit dem Satz «Es gibt zu wenig Zivilcourage, die meisten verbergen ihre wirkliche Meinung» zu mehr Offenheit aufgefordert. Die Luther-Bibel scheint demgegenüber eine andere Position zu beziehen: «Die Narren tragen ihr Herz auf der Zunge; aber die Weisen haben ihren Mund im Herzen» (Luther-Bibel, Jesus Sirach, Kap. 21, Vers 28). Bei genauer Betrachtung löst sich ein allfälliger Widerspruch freilich auf. Sind zivilcouragierte Worte notwendig, so kann die Übereilung in der Wortwahl eher schädlich als hilfreich sein. Besonders kritisch wird es für einen Beschäftigten, wenn er im

Rahmen seines Arbeitsverhältnisses Kenntnis von kriminellen Vorgängen erhält, interne Möglichkeiten zum Gespräch mit vorgesetzten Stellen bzw. interne Ombudsstellen nicht bestehen oder nicht erfolversprechend sind und er keine andere Möglichkeit sieht, als die Strafverfolgungsbehörden zu unterrichten.

Im Zeitpunkt der Tat ist es für den Betroffenen jedoch sehr risikoreich, nicht wegzuschauen. Nicht selten werden Whistleblower pauschal als «Nestbeschmutzer» denunziert. Weist der Mitarbeiter die Vorgesetzten auf den Missstand hin, erhält er statt Lob oft seinen Arbeitsplatz oder gar Leib und Leben betreffende Drohungen. Die Existenzgrundlage wird bedroht, die Wahrscheinlichkeit, mit einem Verfahren wegen Verleumdung und hohen Schadenersatzansprüchen überzogen zu werden, ist gross.

Ein solcher Umgang verkennt jedoch den Nutzen, der verantwortlichem Whistleblowing innewohnen kann. Beschäftigte, die bei drohenden Risiken Alarm schlagen, können frühzeitig auf Fehlentwicklungen aufmerksam machen und damit dem Unternehmen erhebliche Folgekosten ersparen. Bei signifikanten Missständen ist ein kommentarloses Wegsehen keine «Loyalität» gegenüber dem Arbeitgeber. Es offenbart eher übertriebene Gleichgültigkeit, auf ehrliche Mitarbeitende wirkt dies letztlich demotivierend. Wo Mitarbeitende aber das berechtigte Vertrauen haben, dass ihre Vorgesetzten begründete Kritik ernst nehmen und weiterleiten, wird konstruktive interne Kritik zur Regel, Whistleblowing unwahrscheinlich. Bei alledem ist auch hier das rechte Augenmass zu wahren. Zivilcourage, Sturheit und Rechthaberei liegen oft nahe beieinander. Den Konflikt aufzulösen bedarf grosser Weitsicht.

5. ZUSAMMENFASSUNG

Zivilcourage ist mit dem Recht eng verknüpft. Soweit es darum geht, Programme zu etablieren, in denen Kinder, Jugendliche, aber auch Erwachsene lernen, sich zivilcouragiert zu verhalten, werden Bürgerpflichten des sozialen Miteinanders zur Selbstverständlichkeit. Gerade im Alltag sollen die Menschen nicht wegschauen, sondern die Not ihrer Mitmenschen erkennen und solidarisch eingreifen.

Das Recht bietet den Mutigen insoweit Schutz. Das Recht gilt aber natürlich auch für diejenigen, die angreifen, die Rechte anderer verletzen, so z.B. wenn sie sich im Nachhinein im gerichtlichen Verfahren gegen den Vorwurf verteidigen und gegebenenfalls den Nothelfer des Angriffs bezichtigen. Trotz der Wahrheitsfindung im Gerichtsverfahren kann daraus ein Dilemma entstehen. Weil Opfer und Nothelfer durch übermächtige Angst eventuell in die Defensive gedrängt wurden. Sich dann nicht einschüchtern zu lassen, sondern sich aufrecht für die Mitmenschen einzusetzen, ist Teil der Zivilcourage.

Nicht nur im Alltag, sondern auch in besonderen Krisensituationen zeigt sich Zivilcourage. Sei es, dass sich Unrechtsregime etablieren konnten und es der Zivilcourage bedarf, um für die unverzichtbaren Mindestgarantien des menschenwürdigen Daseins zu kämpfen. Sei es, dass es zu Wertungen und Abwertungen in der Gesellschaft kommt, die, wie im Fall von Rosa Parks, Mut, Entschlossenheit und Durchhaltevermögen erfordern, um das aus dem Lot geratene Wertgefüge wieder geradezurücken. Hier ist das Recht nicht immer ein verlässlicher Partner, sondern kann zumindest zeitweilig dazu dienen, Ungleich-

behandlung zu stützen.

Für alle Bereiche gilt: Wer mit Zivilcourage handelt, passt sich im Konflikt nicht an, sondern tritt entschieden ein für fundamentale Wertentscheidungen, die für das Funktionieren der Gesellschaft von tragender Bedeutung sind. Diese Werte können tradierte Mindestgarantien sein, aber auch neue Interessen, die sich aufgrund der Fortentwicklung der Gesellschaft als zentral herausstellen. Das Eingehen des Risikos, dass der Erfolg des Handelns ungewiss ist und gravierende Repression droht, hebt zivilcouragiertes Handeln aus der Vielzahl menschlicher Verhaltensweisen

als besonders achtenswert heraus.

LITERATUR

Bastian, Till 1996: Zivilcourage. Von der Banalität des Guten. Hamburg.

Dreier, Ralf; Paulson, Stanley L. (Hg.) 2003: Gustav Radbruch, Rechtsphilosophie (Studienausgabe), 2. Auflage. Heidelberg.

Kaufmann, Arthur 1995: Die Radbruchsche Formel vom gesetzlichen Unrecht und vom übergesetzlichen Recht in der Diskussion um das im Namen der DDR begangene Unrecht. In: Neue Juristische Wochenschrift 1995, Heft 2, S. 81 ff.

Lünse, Dieter; Rohwedder, Jörg; Baisch, Volker 1995: Zivilcourage. Anleitung zum kreativen Umgang mit Konflikten und Gewalt. 3. Auflage, S. 10 ff. agenda. Münster.

Meyer, Gerd; Dovermann, Ulrich; Frech, Siegfried; Gugel, Günther (Hg.) 2004: Zivilcourage lernen. Analysen – Modelle – Arbeitshilfen. Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn.

Radbruch, Gustav 1946: Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht. In: Süddeutsche Juristenzeitung, S. 105 ff.

Singer, Kurt 2003: Zivilcourage wagen. 3. Auflage. München.

Winkler, Willy 2005: Als die Geschichte sitzen blieb. In: Süddeutsche Zeitung, 25. Oktober 2005.

Jonas, Kai J.; Boos, Margarete; Brandstätter, Veronika (Hg.) 2007: Zivilcourage trainieren! Theorie und Praxis. Göttingen.

Mäder, Ueli 1999: Für eine solidarische Gesellschaft. Zürich.



Foto: Palma Fiacco

Der Dekan der Vetsuisse-Fakultät Felix Althaus (rechts) unterhält sich mit dem Rektor der Universität Zürich, Andreas Fischer.

Es ist für einen Veterinärmediziner eher unüblich, sich im Kreise von Geisteswissenschaftlern zum einem Thema wie Zivilcourage zu äussern, so wie Brigitte Woggon es sich anlässlich ihrer Emeritierung von mir gewünscht hat. Ich stelle mich der Herausforderung und werde es versuchen. Bevor ich jedoch auf das eigentliche Thema zu sprechen komme, möchte ich einige persönliche Bemerkungen zu Brigitte Woggon machen.

Es ist ungewöhnlich, dass eine Professorin anlässlich ihrer Emeritierung öffentlich aufruft: «Habt Courage, Zivilcourage!», statt dass sie sich einem Thema aus ihrem engeren Fachgebiet widmet, einer Vorlesung vielleicht, wo

man ein bisschen Rückschau hält, Milde walten lässt und über Misserfolge oder Kollegenkritik grosszügig hinwegsieht.

Mich hat dies allerdings nicht sonderlich erstaunt. Brigitte Woggon ist eine Wiederholungstäterin: Sie scheut sich nicht, öffentlich Farbe zu bekennen. 2007 wurde sie in einem Interview mit der Zeitschrift *Weltwoche* mit dem Vorwurf konfrontiert: «Frau Woggon, Sie leiten die ambulante Sprechstunde für Patienten mit affektiven Störungen am Burghölzli und sind berüchtigt für Ihre Hochdosis-Behandlungen mit Psychopharmaka. Unter Ihren Kollegen macht der Spruch die Runde, Woggon verschreibe Medikamente, als habe

sie es mit Elefanten zu tun.» Ihre Antwort lautete: «Na, hör'n Sie mal. Ich arbeite nach dem neuesten Wissensstand der Psychopharmakologie. Die Kollegen, es sind ja meistens Herren, die sich da aufregen, dass ich die Leute vergifte, wollen nicht wahrhaben, dass es von Patient zu Patient stark variierende Konzentrationen einer Substanz im Blut eines Menschen braucht, damit sie ihre Wirkung entfaltet. Was, nebenbei gesagt, bei Elefanten genauso sein dürfte.»

Als Veterinärmediziner kann ich dies nur bestätigen. Schliesslich kennt man bei Mensch und Tier bis zu 10'000fache Unterschiede in der individuellen Arzneimittelreaktion. Ich würde Brigitte Woggon deshalb empfehlen, mit ihren Kritikern einmal einen Kaffee trinken zu gehen. Dann könnte sie ihnen das Phänomen am konkreten Beispiel erklären: Auf Koffein reagieren nämlich auch nicht alle Menschen gleich. Eine Zürcher Forschungsgruppe hat kürzlich herausgefunden, dass dies mit unterschiedlichen genetischen Dispositionen, sogenannten Polymorphismen, zusammenhängt. Es gibt Menschen, die genetisch so veranlagt sind, dass sie sehr viel Kaffee trinken können, ohne anschliessend an Schlafstörungen zu leiden.

Angesprochen auf die Risiken einer so hoch dosierten Medikamententherapie, meinte Brigitte Woggon bereits 1999 gegenüber dem *Tages-Anzeiger*: «Wer Risiken scheut, soll Wurst verkaufen und nicht Arzt werden!» Und schickte als Credo nach: «Alles, was einem kranken Menschen hilft, ist richtig.» Diese selbstbewusste Haltung brachte ihr auch den Respekt ihrer Kritiker ein: «Da ist sich ein Mensch seiner Sache wirklich sicher», kommentierte die verblüffte Journalistin. «Nur so lässt sich die erstaunliche Ungeniertheit und Offenheit einer Brigitte Woggon verstehen.»

Brigitte Woggon setzte sich aber nicht nur für ihre Patienten ein, sondern auch für die Gleichstellung. In ihrer Funktion als Präsidentin der Gleichstellungskommission lernte ich sie in der Erweiterten Universitätsleitung kennen. Und wenn ich sie nun mit drei Worten charakterisieren sollte, so würde ich sagen: Sie war engagiert, couragiert und fröhlich. Manchmal fast fidel, um es berlinerisch auszudrücken. Und diese Grundstimmungen strahlte sie in den vielen Funktionen aus, die sie ausübte.

VON DEN GEFAHREN DES SCHWEIGENS

Damit komme ich zur Zivilcourage. Beim Versuch, dieses Thema zu bewältigen, bin ich auf ein Zitat gestossen, das mich sehr beeindruckt hat: «Das Böse braucht das Schweigen der Mehrheit.» Kofi Annan sagte dies anlässlich des 60. Jahrestages der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz. So wie ich es verstehe, ist Zivilcourage im Grunde genommen eine Bürgerpflicht. Gegenüber der damaligen politischen Lage zu schweigen machte schuldig. Wie dieses Schweigen angesichts der faschistischen Gefahr damals aussah, belegt ein Gedicht von Kurt Tucholsky eindrücklich. Er schrieb es 1931, zwei Jahre bevor die Nazis die Macht übernahmen:

Rosen, auf den Weg gestreut

*Ihr müsst sie lieb und nett behandeln,
erschreckt sie nicht – sie sind so zart!*

*Ihr müsst mit Palmen sie umwandeln,
getreulich ihrer Eigenart!*

*Pfeift euerm Hunde, wenn er kläfft –:
Küsst die Faschisten, wo ihr sie trifft!*

*Wenn sie in ihren Sälen hetzen,
sagt: «Ja und Amen – aber gern!»*

*Hier habt ihr mich – schlagt mich in Fetzen!»
Und prügeln sie, so lobt den Herrn.
Denn Prügeln ist doch ihr Geschäft!
Küsst die Faschisten, wo ihr sie trefft.*

*Und schiessen sie –: du lieber Himmel,
schätzt ihr das Leben so hoch ein?
Das ist ein Pazifisten-Fimmel!
Wer möchte nicht gern Opfer sein?
Nennt sie: die süßen Schnuckerchen,
gebt ihnen Bonbons und Zuckerchen.
Und verspürt ihr auch in euerm Bauch
den Hitler-Dolch, tief, bis zum Heft –:
Küsst die Faschisten, küsst die Faschisten,
küsst die Faschisten, wo ihr sie trefft –!*

Kurt Tucholsky, 1931

Ein sehr eindrückliches Zeugnis, welches das Schweigen der Mehrheit angesichts der faschistischen Bedrohung anklagt.

WISSENSCHAFT UND ZIVILCOURAGE

Ich habe vor vielen Jahren beschlossen, mich der Toxikologie zuzuwenden. Ich stellte mir meine zukünftige Tätigkeit damals so vor, dass man im Labor Messungen macht, die Ergebnisse publiziert, und dass damit die Sache gelaufen sei: Einmal gemacht, würden die Forschungsergebnisse dann allgemein akzeptiert. Nie hätte ich gedacht, dass dieser Vorgang Zivilcourage erfordert. Nun ist die Toxikologie jedoch eine Wissenschaft, die Erkenntnisse produziert, welche für die Gesellschaft, für die Industrie oder für die Behörden sehr unangenehm sein können. Deshalb werden die Ergebnisse der toxikologischen Forschung leider oft nicht auf Anhieb akzeptiert.

Dazu ein Gedankenexperiment: Stellen Sie sich vor, Sie entdeckten ein völlig neues toxi-

sches Wirkprinzip. Dieses Wirkprinzip betrifft Chemikalien, die auf dem Weltmarkt weit verbreitet und in unzähligen Gebrauchsgegenständen und Textilien enthalten sind. Die giftige Wirkung dieser Chemikalien betrifft sowohl Menschen wie Tiere, liegt aber unterhalb der bisher bekannten Toxizitätsgrenzen. Die Schäden werden erst nach vielen Jahren, nach langer Latenzzeit sichtbar, können sich dann aber über mehrere Generationen fortpflanzen. Wer so etwas finden würde, könnte damit ein völlig neues Fachgebiet begründen: eine traumhafte Vorstellung für ambitionierte Toxikologen!

Im Jahre 1991 ist genau dies geschehen: Zwei Wissenschaftlerinnen und ein Wissenschaftler haben ein neues toxisches Wirkprinzip entdeckt und damit ein neues Fachgebiet begründet. Ich will im Folgenden diese beiden Kolleginnen und den Kollegen vorstellen und aufzeigen, wie viel Zivilcourage nötig war, bis ihre Forschung Anerkennung fand.

EIN EXPERIMENT, DAS NICHT MEHR GELINGEN WILL

Eine dieser Wissenschaftlerinnen war die Krebsforscherin Ana Soto von der Tufts University in Boston. Sie untersuchte das Wachstum von Brustkrebszellen und hoffte natürlich, mit ihrer Forschung eines Tages einen Beitrag zur Therapie von Brustkrebs zu leisten. Die Zellen, die sie untersuchte, sogenannte MCF7-Zellen, benötigten kleinste Mengen von Östradiol, um in Kultur wachsen zu können. Doch eines Tages wuchsen diese Zellen auch gänzlich ohne Östradiol. Was war geschehen? War etwas falsch gelaufen bei der Durchführung des Experiments?

Die unerwartete Wachstumsfreudigkeit der Krebszellen brachte Sotos Forschungsprojekt

ziemlich durcheinander, denn nun begann eine langwierige Suche nach den Ursachen. Lag es an den Zellen? Am Serum? An den Antibiotika? Oder vielleicht war das Zellkulturmedium neu zusammengesetzt? Oder gar mit Östradiol verunreinigt? Die Ursachenforschung zog sich über längere Zeit hin und drohte die Finanzierung des Projektes und Sotos wissenschaftliche Karriere in Gefahr zu bringen, denn eigentliche Forschungsergebnisse blieben in dieser Zeit grösstenteils aus. Eines Tages merkte Ana Soto, dass das Problem höchstwahrscheinlich durch die Plastikröhrchen, in denen die Zellkulturen wuchsen, verursacht wurde. Sie waren aus Polystyren hergestellt. Soto kontaktierte die Hersteller und fragte, ob an der Zusammensetzung des Kunststoffes etwas geändert worden war. Doch niemand wollte ihr Auskunft geben. Schliesslich analysierte sie den Kunststoff selber und fand heraus, dass darin eine Substanz namens Nonylphenol enthalten war, die sich offenbar in kleinsten Mengen aus dem Kunststoff löste und wie Östradiol auf die Zellen wirkte.

Das war eine kleine Sensation. Denn eigentlich sind Nonylphenol und Östradiol chemisch völlig verschieden aufgebaut, und bisher hatte man stets angenommen, dass die Rezeptoren, welche in den Zellen die jeweiligen Hormone erkennen, so stark spezialisiert seien, dass so eine «Verwechslung» nicht hätte stattfinden können. Soto publizierte ihre Erkenntnis 1991 in der amerikanischen Fachzeitschrift *Environmental Health Perspectives*. Sie schrieb: «The estrogenic properties of alkylphenols, specifically nonylphenols, indicate that the use of plasticware containing these chemicals in experimental and diagnostic tests, may lead to spurious results, and these compounds as well as alkylphenol polyethoxylates, may also be po-

tentially harmful to exposed humans and the environment at large.» Die von ihr dingfest gemachten neuen Kunststoff-Bestandteile konnten demnach Experimente und medizinische Tests verfälschen und darüber hinaus Mensch und Umwelt Schaden zufügen. Dies war ein visionäres Statement, und es führte zu einer langen Auseinandersetzung mit der Industrie, welche Sotos Schlussfolgerungen anzweifelte.

VON DER WICHTIGKEIT UNABHÄNGIGER FORSCHUNG

Wir machen einen Sprung nach Columbia, Missouri, zum Entwicklungsbiologen Fred vom Saal. Er wusste nichts von Ana Sotos Befunden, denn er forschte auf einem ganz anderen Gebiet: Im Agrarstaat Missouri befasste er sich mit einem typisch landwirtschaftlichen Thema, dem Einfluss von Stress auf die fötale Entwicklung von Schweinen. Für seine Untersuchung setzte er auch Ratten als Versuchstiere ein. Dabei stellte er fest, dass eine aus Plastikmaterialien stammende Substanz wie ein Östrogen auf sie wirkte. Diesmal handelte es sich um Bisphenol A.

Auch in diesem Fall reagierte die Industrie abweisend, als der Forscher seine Erkenntnis auf Kongressen präsentierte. Industrievertreter machten geltend, Bisphenol A sei von den Behörden als toxikologisch unbedenklich eingestuft worden. Dies stimmte. Doch später behauptete die Industrie auch, Fred vom Saal habe methodische Fehler gemacht, seine Daten seien nicht reproduzierbar und im Übrigen wolle er sich mit seinen Aussagen bloss wichtig machen.

Der Kampf des Forschers gegen diese Vorwürfe zog sich über Jahre hin. Fred vom

Saal analysierte die gesamte wissenschaftliche Literatur über die toxische Wirkung von Bisphenol A, insgesamt 116 Studien. Dabei stellte er fest, dass ein Zusammenhang bestand zwischen dem Ergebnis der Studien und der Quelle ihrer Finanzierung. Elf Studien stammten von der Industrie, und keine davon fand einen schädigenden Effekt von Bisphenol A. Von den 104 staatlich finanzierten Studien hingegen zeigten 90 Prozent eine toxische Wirkung von Bisphenol A auf: ein guter Beleg dafür, wie wichtig die Unabhängigkeit der Forschung ist, auch im 21. Jahrhundert.

Zur Verteidigung der Industriekolleginnen und -kollegen muss allerdings angefügt werden, dass die Sache nicht ganz so einfach war, wie ich sie soeben präsentiert habe. So weiss man, dass gewisse Rattenstämme diese Wirkung von Bisphenol A nicht zeigen. Ferner erkannte man, dass die Phytoöstrogene im Futter die Wirkung von Bisphenol A kaschieren können. Es gab also auch wissenschaftliche Gründe für die abweichenden Befunde. Dennoch, die Karriere von Fred vom Saal an der Universität von Missouri war während Jahren gefährdet, und es war nicht selbstverständlich, dass er seine Professur behalten konnte.

EINE APOTHEKERIN BRINGT ALLES ZUSAMMEN

Die grösste Heldin meiner Geschichte ist allerdings Theo Colborn. Sie war keine Wissenschaftlerin, sondern Apothekerin. Nach ihrer Laufbahn als erfolgreiche Geschäftsfrau trat sie vorzeitig in den Ruhestand und zog zusammen mit ihrem Ehemann auf eine Farm in Colorado. Dort beobachtete sie Reproduktionsstörungen bei Raubvögeln und Raubfischen im Gebiete des nahe gelegenen Gunnison River. Colborn vermutete,

dies habe mit Rückständen von Chemikalien im Flusswasser zu tun. Weil sie es genau wissen wollte, begann sie ein Ökologie- und Zoologiestudium und erwarb 1985 im fortgeschrittenen Alter von 58 Jahren mit einer Studie über den Lake Michigan den Dokortitel.

Die Wildtierbiologie, die Chemikalien, die Hormonwirkung, dies alles war völlig neu für sie, und sie war der Ansicht, dass sie die Hilfe von weiteren Fachpersonen brauchte, wenn sie aufklären wollte, was mit den Fischen und Vögeln nicht stimmte. Ihr unternehmerisches Flair kam ihr dabei zugute, und 1991 berief sie eine Konferenz ein, die als *Wingspread Conference* in die Geschichte eingehen sollte.

Damit kamen die Fäden zusammen: Theo Colborn, Ana Soto, Fred vom Saal und fünfzehn weitere Forschende aus verschiedenen Fachdisziplinen trafen sich und diskutierten die Daten, die sie bisher unabhängig voneinander erhoben hatten. Der Begriff *Endocrine Disruptors* wurde an dieser Konferenz geprägt: Substanzen, die überraschenderweise auf die Hormonrezeptoren in den Zellen passen und so die entsprechenden Hormonwirkungen auslösen oder blockieren können. Dies kann bei Menschen und Tieren zu schädlichen Wirkungen führen, und solche wurden im Tagungsband der *Wingspread*-Konferenz beschrieben. Diese Publikation wurde in der Folge sehr stark beachtet, unzählige Male zitiert und löste bei den Behörden und der Industrie grosse Besorgnis aus.

Die von Theo Colborn angeregte Konferenz legte den Grundstein für ein neues wissenschaftliches Fachgebiet. Möglich geworden war dies alles durch den couragierten Einsatz dreier Menschen. 1996 publizierte Colborn

zusammen mit Dianne Dumanoski und John Peterson Myers unter dem Titel *Our Stolen Future* ein Buch, das die Auswirkungen der *Endocrine Disruptors* auf Mensch, Tier und Umwelt einem breiten Publikum aufzeigte. Es wurde zum Bestseller. Theo Colborn wurde mit 77 Jahren noch Professorin, und 2007 verlieh ihr das *Time Magazine* den *Global Environmental Hero Award*. Letztes Jahr hat sie ihre Professur aufgegeben, im Alter von 81 Jahren!

HORMONAKTIVE SUBSTANZEN

Heute wissen wir, dass über 500 Chemikalien die hormonelle Regulation bei Mensch und Tier stören können. Es sind Stoffe, die überall im Alltag vorkommen: in Kosmetika und Toilettenartikeln, Pestiziden, Kunststoffen, Textilien, Flammenschutzmitteln und als Nebenprodukt von Verbrennungsprozessen. Man vermutet in ihnen inzwischen die Ursache für zahlreiche Krankheiten: Störungen von Fertilität und Organdifferenzierung, Krebs, Stoffwechselprobleme, Fettleibigkeit (eine eigentliche Pandemie), ja, es wird ihnen sogar ein Einfluss auf die Hirnentwicklung und das Lernverhalten zugeschrieben.

Von Wildtieren weiss man, dass der Einfluss hormonaktiver Stoffe zum Aussterben ganzer Spezies führte. Labortiere erwiesen sich in den Phasen der Embryonal- und Fötalentwicklung sowie kurz nach der Geburt als besonders empfindlich auf diese Stoffe, und zwar bereits in geringsten Konzentrationen, die bis zu 4000fach unter den bisher bekannten Toxizitätsgrenzwerten liegen. Es gibt starke Indizien dafür, dass dies nicht nur für Labortiere, sondern auch für den Menschen gilt.

Dank der Zivilcourage von Theo Colborn,

Ana Soto, Fred vom Saal und anderen war es möglich, Schutzmassnahmen zu ergreifen. So werden heute Milchflaschen für Babys angeboten, die garantiert frei von Bisphenol A sind. Die Erforschung der hormonaktiven Stoffe ist inzwischen einigermaßen etabliert. Dennoch werden die Erkenntnisse weiterhin sehr skeptisch aufgenommen.

Dies mussten auch zwei Angehörige der Universität Zürich erfahren: die Toxikologin und Privatdozentin Margret Schlumpf und Walter Lichtensteiger, heute emeritierter Professor für Pharmakologie. Sie hatten herausgefunden, dass einige der in Kosmetika und Toilettenartikeln verwendeten UV-Filter-Stoffe im Tierversuch wie Östrogene wirkten. Auch sie mussten anfänglich mit dem Widerstand der Kosmetikindustrie fertigwerden und litten viele Jahre darunter, dass ihre Daten in Zweifel gezogen wurden. Ihre Hartnäckigkeit und ihre Zivilcourage zahlten sich jedoch aus. Man weiss heute, wo die Belastung mit gewissen UV-Filtern gefährlich werden könnte. UV-Filter sind je nach Kosmetikeinsatz in kleineren oder grösseren Konzentrationen in der Muttermilch nachweisbar. Nun hat die Industrie freiwillig einzelne Substanzen vom Markt genommen.

Ich möchte mit einem Zitat schliessen, das von einem weiteren Forscher stammt, der sich mit den hormonaktiven Stoffen befasst hat: der amerikanische Biologe Tyrone Hayes. Er hatte entdeckt, dass Atrazin, ein gängiges Herbizid, ebenfalls wie ein Hormon wirkt. Diese und andere Forschungsarbeiten brachten ihm bereits mit 35 Jahren eine Professur an der renommierten Berkeley University ein. Die Industrie lancierte eine Kampagne gegen ihn, doch er widersetzte sich diesen Anfeindungen öffentlich. Wegen seiner mutigen Medienauftritte ist er heute ein gesuchter Referent,

und zum Thema Zivilcourage schreibt er:
«My decision to stand up and face the industry giant was not a heroic one. My parents taught me: Don't do the right thing, because you seek reward and do not avoid the wrong thing, because you fear punishment. Do the right thing, because it is the right thing!»

ZIVILCOURAGE – KLEINE SCHRITTE STATT HELDENTATEN

VERONIKA BRANDSTÄTTER-MORAWIETZ



Foto: Palma Fiacco

Hat Zivilcourage nicht nur wissenschaftlich erforscht, sondern bietet auch praktisches Training in Zivilcourage an: Psychologieprofessorin Veronika Brandstätter-Morawietz.

Der Begriff Zivilcourage wird häufig assoziiert mit unerschrockenen Heldentaten. Als Münchnerin denke ich beispielsweise an Menschen wie Hans und Sophie Scholl – Mitglieder der Widerstandsgruppe «Weisse Rose», die im Kampf gegen die Nazi-Diktatur in Deutschland mit ihren Flugblattaktionen ihr Leben riskierten. In ihren Flugblättern prangerte die Weisse Rose «die grauenvollsten und jegliches Mass unendlich überschreitenden Verbrechen» des Nazi-Regimes an und rief in eindringlichen Worten

die Bevölkerung auf, ihrer Verantwortung nachzukommen und Widerstand zu leisten.

Und weiter heisst es im ersten Flugblatt der Widerstandsgruppe: «Wenn jeder wartet, bis der Andere anfängt, werden die Boten der rächenden Nemesis unaufhaltsam näher und näher rücken, dann wird auch das letzte Opfer sinnlos in den Rachen des unersättlichen Dämons geworfen sein. Daher muss jeder Einzelne seiner Verantwortung als Mitglied der christlichen und abendländischen Kultur

bewusst in dieser letzten Stunde sich wehren so viel er kann, arbeiten wider die Geisel der Menschheit, wider den Faschismus und jedes ihm ähnliche System des absoluten Staates ...»

Sophie Scholl wurde, nachdem sie neun Monate in der Widerstandsgruppe aktiv gewesen war, im Februar 1943 beim Verteilen von Flugblättern im Lichthof der Universität München von einem parteitreuen Abwart entdeckt, bei der Gestapo angezeigt und wenige Tage später zusammen mit ihrem Bruder Hans und ihrem Kommilitonen Christoph Probst hingerichtet.

Ein anderes Beispiel für grosse Zivilcourage: Der frühere Bürgermeister von Palermo, Leoluca Orlando, der unerschrocken, stets in Lebensgefahr dem organisierten Verbrechen die Stirn geboten hat.

Diese Menschen gelten mit ihrem Aufbegehren gegen die Verletzung bürgerlicher Grundrechte, gegen Gewalt und Menschenverachtung als die Vorbilder für Zivilcourage.

Der herausragende Mut Einzelner darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass zivilcouragiertes Verhalten gerade auch «im Kleinen», in den verschiedensten Lebensbereichen notwendig werden kann, wenn Menschen beleidigt, gedemütigt, bedroht oder angegriffen werden. Zivilcourage ist nicht nur in Diktaturen, in menschenverachtenden politischen Systemen oder im Umfeld von Kriminalität von Bedeutung, sondern auch in alltäglichen Kontexten. In vielen Bereichen des täglichen Zusammenlebens lassen sich Diskriminierung und ein Klima von Feindseligkeit beobachten – zum Beispiel Antisemitismus, Fremdenfeindlichkeit, Ausgrenzung und Schikane am Arbeitsplatz, Gewalt gegen Kinder in der Familie. Diesem Klima von Feindseligkeit muss

Einhalt geboten werden, wollen wir ein respektvolles und friedfertiges Zusammenleben gewährleisten – und damit wird Zivilcourage zur Aufgabe jedes Einzelnen.

ZIVILCOURAGE IM ALLTAG

Bei vielen Gelegenheiten wird an die Bevölkerung appelliert, mehr Zivilcourage zu zeigen. Ich erlaube mir, aus einer Rede von Bundeskanzlerin Merkel zu zitieren, die sie kürzlich zum 70. Jahrestag der Pogromnacht vom 9. November 1938 gegen Juden in Deutschland gehalten hat. Merkel warnte darin vor Gleichgültigkeit gegenüber Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus: «Gleichgültigkeit ist der erste Schritt, unverzichtbare Werte aufs Spiel zu setzen.» Weiter sagte sie, Deutschland brauche ein Klima, das Zivilcourage fördere. Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Antisemitismus dürften in Europa «nie wieder eine Chance haben» (NZZ Online, 9. November 2008, 22.18 Uhr).

Was heisst es aber, Zivilcourage zu zeigen, wenn es nicht nur um das heldenhafte Eintreten für Andere angesichts extremer Gewalt gehen soll? Zivilcouragiert zu sein bedeutet – wie es die Soziologin Gertrud Nunner-Winkler (2002) ausdrückt –, sich in seinem Handeln an demokratisch-zivilgesellschaftlichen Grundwerten zu orientieren und die Wahrung dieser normativen Grundlagen mutig zu verteidigen.

Und für derartige Verletzungen von demokratisch-zivilgesellschaftlichen Grundwerten gibt es auch ganz alltägliche Beispiele. Um nur einige Beispiele für Verletzungen der Menschenwürde im Alltag zu nennen: Ein Mann zieht über eine Arbeitskollegin her: «R. bringt nichts zustande, typisch Frau.» In

der Nachbarwohnung mehren sich die Anzeichen für einen gewaltsamen Familienstreit. Jugendliche greifen einen Obdachlosen tätlich an. Das Dossier einer serbischen Bewerberin wird ungeprüft aussortiert. Eine Bekannte äussert antisemitische Sprüche. Ein Vorgesetzter schikaniert eine Mitarbeiterin. Eine Frau pöbelt einen Muslim an: «Ihr Schmarotzer, geht dahin, wo ihr herkommt.» Jugendliche beleidigen eine ältere Dame: «Du alte Oma ...» (und Schlimmeres).

Zivilcourage heisst, etwas zu unternehmen, wenn jemand unwürdig behandelt wird. Die unwürdige Behandlung kann sich in beleidigenden Bemerkungen, Stammtischparolen, Pöbeleien oder eben in tätlichen Übergriffen äussern.

Angesichts solcher Vorfälle zu schweigen und tatenlos zuzusehen hat fatale Konsequenzen: Nicht nur, dass dem Opfer in einer konkreten Situation nicht geholfen wird, Schweigen kann als Zustimmung fehlinterpretiert werden und letztlich die Feindseligkeit weiter fördern. Die Rassismusforschung zeigt auf, dass fremdenfeindlich motivierte Gewalttäter ihre Taten damit rechtfertigen, sie vollzögen ja nur das, was die schweigende Mehrheit auch vertrete (z.B. Wagner & van Dick, 2001). Und damit gilt: Die schweigende Mehrheit, die Diskriminierung toleriert, macht diese erst möglich. Genau dies kommt in der Aussage des ehemaligen UNO-Generalsekretärs Kofi Annan «Das Böse braucht das Schweigen der Mehrheit» bei der Gedenkfeier der EU anlässlich des 60. Jahrestags der Befreiung des KZ Auschwitz zum Ausdruck.

Was geht in Menschen vor, wenn sie einen solchen Vorfall beobachten?

Auch wenn viele Menschen die Grundwerte von sozialer Verantwortung, Hilfsbereitschaft

und Solidarität mit Schwächeren teilen, so schlagen sich diese Überzeugungen nicht immer in ihrem Handeln nieder. Wie oft hört man: «Ich weiss schon, ich hätte eingreifen sollen, aber ...», «Ich möchte Zivilcourage zeigen, aber ...» Andere Menschen reagieren in solchen Situationen, indem sie weghören, wegsehen, weggehen oder schweigend das Geschehen beobachten. Nur ein Teil unternimmt etwas.

URSACHEN FÜR DEN MANGEL AN ZIVILCOURAGE

Eine Umfrage unter 2700 Personen im Rahmen des auf zehn Jahre angelegten Projekts zur gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit (GMF-Survey 2002–2012) unter der Leitung des bekannten deutschen Soziologen Wilhelm Heitmeyer blickt hinter diesen Sachverhalt.

60% der Befragten berichteten, dass in ihrer Umgebung ablehnende Äusserungen über Ausländer gefallen seien, 20% berichteten von ablehnenden Äusserungen gegenüber Juden und 15% von Übergriffen auf Ausländer. Zur Frage, ob man in den betreffenden Situationen etwas unternommen habe, gab ein Drittel bis die Hälfte der Befragten an, in den angesprochenen problematischen Situationen etwas unternommen zu haben – dies sind Selbstaussagen, von denen man wohl annehmen muss, dass sie die tatsächliche Eingreifhäufigkeit überschätzen.

Wir stehen also vor zwei Fragen:

- 1) Was sind die Ursachen dafür, dass Menschen untätig zusehen, wenn andere unwürdig behandelt werden?
- 2) Und was können wir tun, damit unsere Überzeugungen, unser Wunsch, zivilcoura-

giert zu sein, in unserem Handeln Ausdruck finden?

Aufgrund psychologischer Forschung lassen sich im Wesentlichen drei Faktoren identifizieren, die in kritischen Situationen ein Eingreifen verhindern:

- falsche Zielsetzungen,
- Mangel an Wissen, was man tun kann und was man auf keinen Fall tun darf,
- Mangel an Handlungskompetenz.

Die Konsequenzen daraus sind ein Mangel an Selbstvertrauen, Angst und Mutlosigkeit.

Ich möchte dies an einigen Beispielen verdeutlichen.

Schlägerei: Eine Person beobachtet eine körperliche Auseinandersetzung. Sie hat vor Augen, dass wahre Zivilcourage darin bestünde, die Schläger zu trennen ... Und das ist wahrlich zu gefährlich, also unternimmt sie nichts, auch weil sie nicht weiss, was zu tun wäre.

Stammtisch: Bei einem geselligen Treffen fließt reichlich Alkohol, das Gespräch dreht sich um die Gewissenlosigkeit von Managern, die nur an Selbstbereicherung denken, man wisse ja schon, was für ein Menschenschlag dies sei, über Leichen gehen sie, man sollte die alle ... Wahre Zivilcourage liegt darin, die Phrasendrescher von einer anderen Meinung zu überzeugen, sie von ihren pauschalisierenden Vorurteilen abzubringen. Aber die sind ja unverbesserlich, da ändere ich ja doch nichts! Also schweigt die Person betreten.

Gewalt in der Familie: Die Anzeichen häufen sich, dass es in der Nachbarwohnung bei Auseinandersetzungen zunehmend zu

Handgreiflichkeiten kommt. Die Person ist alarmiert, setzt sich zum Ziel, die beiden zur Vernunft zu bringen, resigniert aber schnell: «Was kann ich da schon ausrichten ...»

REALISTISCHE ZIELE SETZEN

All diese Zielsetzungen sind zu hoch gegriffen, und – wie die psychologische Zielforschung zeigt – überfordernde, unrealistische Ziele wirken demotivierend. Realistischere Ziele könnten sein: die Polizei rufen, widersprechen, sich informieren über Beratungsstellen. Wenn bei unrealistischen Zielen auch noch das Wissen fehlt, was man tun kann, so resultiert Tatenlosigkeit. Und hier liegt auch ein Ansatzpunkt zur Förderung von Zivilcourage.

Die Psychologie bietet vielfältige Erkenntnisse, wie man zivilcouragiertes Verhalten in kritischen Situationen fördern kann. Diese Erkenntnisse können auch dazu beitragen, Menschen zur Zivilcourage zu befähigen, ihnen Ansatzpunkte für ihr Handeln aufzuzeigen, ihnen Verhaltensweisen nahezubringen, mit denen sie andere Menschen vor Feindseligkeit und Diskriminierung schützen können, ohne sich selbst in allzu grosse Gefahr zu bringen.

Wir müssen uns darüber bewusst sein, dass Zivilcourage Handeln unter erschwerten Bedingungen darstellt. Situationen, die Zivilcourage erfordern, treten meist überraschend auf, promptes Handeln ist nötig, oft sind sie uneindeutig, sie sind emotional belastend, weil man in der Regel ja negative Konsequenzen riskiert. Was einer zivilcouragierten Person im Einzelnen drohen mag, kann sehr unterschiedliche Formen annehmen: von der unangenehmen Situation, die Blicke aller Umstehenden auf sich zu zie-

hen, selbst angegriffen zu werden, sozialen Rückhalt zu verlieren bis hin zu so gravierenden Konsequenzen wie dem Verlust des Arbeitsplatzes.

TRAINIEREN VON ZIVILCOURAGE IST MÖGLICH

Ein zentraler Ansatzpunkt zur Förderung von Zivilcourage ist die Vermittlung von Wissen und das Einüben von Handlungskompetenzen, um die emotionale Belastung in Zivilcourage verlangenden Situationen besser bewältigen zu können. In dem an meinem Lehrstuhl entwickelten und seit einigen Jahren durchgeführten Zivilcourage-Training werden diese beiden Säulen der Zivilcourage gestärkt. In verschiedenen theoriebasierten Modulen können die Teilnehmer und Teilnehmerinnen Wissen und Handlungskompetenz erwerben, um in den verschiedensten Zivilcourage-Situationen adäquat eingreifen zu können. Zentrale Module des Trainings umfassen:

- **Psychologisches Wissen:** Über psychologische Mechanismen aufzuklären ermöglicht die Reflexion über eigene Erfahrungen und trägt zu einer Sensibilisierung für kritische Situationen bei.
- **Wissen Notfallsituationen:** Informationen, was man in einer kritischen Situation konkret tun kann, was man auf keinen Fall tun darf und woran man eine Notfallsituation erkennt.
- **Aufbau von Handlungskompetenz:** Einüben konkreter zivilcouragierter Verhaltensweisen in Rollenspielen und mentalen Simulationsübungen sowie Erstellen individueller Zielsetzungen und Verhaltenspläne für zukünftige Zivilcourage-Situationen.

Die empirische Evaluation unseres Zivilcourage-Trainings belegt die Wirksamkeit des Trainings; durch die Vermittlung von Faktenwissen und das Einüben von Handlungsstrategien werden das Selbstvertrauen, die persönliche Kompetenz und damit die Zivilcourage gefördert (Brandstätter, 2007).

Der Landespolizeipräsident von Baden-Württemberg, Erwin Hetger, formulierte es einmal so: «Wir müssen wegkommen von der Unkultur des Wegschauens ...» Ich erweitere diese Aussage: Wir müssen von Beobachtern zu Akteuren werden. Unsere Devise muss lauten: Wenn nicht ich, wer dann? Im ersten Flugblatt der Weissen Rose war genau darauf Bezug genommen worden: «Wenn jeder wartet, bis der Andere anfängt, werden die Boten der rächenden Nemesis unaufhaltsam näher und näher rücken ... Daher muss jeder Einzelne seiner Verantwortung als Mitglied der christlichen und abendländischen Kultur bewusst ... sich wehren so viel er kann.»

Wir sind Vorbild für unsere Kinder, für unsere Freunde, für unsere Arbeitskollegen, aber auch für Unbekannte auf der Strasse.

Erinnern wir uns heute – am 10. Dezember, dem Internationalen Tag der Menschenrechte – an Artikel 1 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte: Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geist der Brüderlichkeit begegnen. Diesen Geist der Brüderlichkeit zu bewahren ist unser aller Aufgabe – und diese schliesst Zivilcourage ein. Die Verantwortung jedes Einzelnen wird ganz explizit in der Präambel angesprochen: «... verkündet die Generalversammlung diese Allgemeine Erklärung der Menschenrechte als das von allen Völkern und Nationen zu erreichende

gemeinsame Ideal, damit jeder einzelne und alle Organe der Gesellschaft sich diese Erklärung stets gegenwärtig halten und sich bemühen, durch Unterricht und Erziehung die Achtung vor diesen Rechten und Freiheiten zu fördern und durch fortschreitende nationale und internationale Massnahmen ihre allgemeine und tatsächliche Anerkennung und Einhaltung durch die Bevölkerung der Mitgliedstaaten selbst wie auch durch die Bevölkerung der ihrer Hoheitsgewalt unterstehenden Gebiete zu gewährleisten.»

Ich beende mein Statement mit einer Zeichnung, die ein früherer Studierender aus der Projektgruppe Zivilcourage an meinem Lehrstuhl angefertigt hat und die für mich sehr schön symbolisiert, dass Zivilcourage im Kleinen anfängt: Hinsehen. Hinhören. Sich äussern.



© Thomas Wey: Hinsehen. Hinhören. Sich äussern.

Zivilcourage so verstanden wird der Aussage der Journalistin Franca Magnani gerecht: Je mehr Bürger mit Zivilcourage ein Land hat, desto weniger Helden wird es einmal brauchen. >

LITERATUR

Brandstätter, Veronika 2007: Kleine Schritte statt Heldentaten. Ein Training zur Förderung von Zivilcourage gegen Fremdenfeindlichkeit. In: Jonas, Kai J.; Boos, Margarete; Brandstätter, Veronika (Hg.): Zivilcourage trainieren! Theorie und Praxis. Göttingen, S. 245–302.

Nunner-Winkler, Gertrud 2002: Zivilcourage als Persönlichkeitsdisposition – Bedingungen der individuellen Entwicklung. In: Feil, Ernst; Homann, Karl; Wenz, Gunther (Hg.): Zivilcourage und demokratische Kultur. Sechste Dietrich-Bonhoeffer-Vorlesung, Juli 2001 in München. Münster, S. 77–106.

Wagner, Ulrich; van Dick, Rolf 2001: Fremdenfeindlichkeit «in der Mitte der Gesellschaft»: Phänomenbeschreibung, Ursachen, Gegenmassnahmen. In: Zeitschrift für Politische Psychologie 9, 2001, S. 41–54.

DIE ERFORSCHUNG EINER SELTENEN TUGEND

ZIVILCOURAGE UND WAS DAZU GEFRAGT UND GESCHRIEBEN WIRD:

EIN KURZER ÜBERBLICK

TANJA WIRZ

«Ein Mann wird verprügelt, doch niemand reagiert. Ein Vermieter schikaniert regelmässig eine ältere Mieterin, aber keiner greift ein. Warum sind wir nur so feige?» Dies stand 2006 in der Zeitschrift *Beobachter* zu lesen. Der *Beobachter* vergibt alljährlich den *Prix Courage* an eine Reihe von Personen, die in alltäglichen Situationen besonderen Mut gezeigt haben: eine Auszeichnung, welche andere dazu anregen soll, es den Preisträgerinnen und Preisträgern gleichzutun, selber auch mehr Zivilcourage zu zeigen und nicht aus Angst oder Duckmäusertum wegzuschauen und untätig zu bleiben, wenn in ihrem Umfeld etwas geschieht, das nicht in Ordnung ist.

Die Klage über die Zurückhaltung oder gar Feigheit der schweigenden Mehrheit, welche die Zeitschrift in diesem Artikel anstimmt, gehört zum Thema Zivilcourage wie das Huhn zum Ei, dies habe ich bei meinen Recherchen schnell festgestellt. «Zeigt (wieder) mehr Zivilcourage!» Diese Aufforderung findet sich in unzähligen Leitartikeln, welche in den Medien auftauchen, wenn unbescholtene Passanten auf offener Strasse attackiert worden sind, wenn unerwartete Gewalttaten von oft randständigen Tätern die Öffentlichkeit aufschrecken. Oder dann, wenn symbolische Veranstaltungen zur Erinnerung an vergangene Schreckenstaten, beispielweise unter dem Nationalsozialismus, abgehalten werden. Gerne rufen die jeweiligen offiziellen Würdenträgerinnen und Würdenträger dann in einer besinnlichen Rede dazu auf, durch individuellen Einsatz zu verhindern, dass es je wieder

so weit kommen möge. Viele dieser Artikel und Ansprachen beinhalten zudem die Klage, die allgemeine Moral sei am Schwinden oder doch zumindest stark gefährdet. Nicht ganz zu Unrecht: denn Zivilcourage zu zeigen bedeutet ja nicht nur, persönliche Risiken einzugehen, sondern auch, es zu wagen, moralisch Position zu beziehen. Viel zu selten, so heisst es, stünden die Menschen für ihre Überzeugungen auch ein, ein Umdenken auf individueller Ebene tue dringend not.

UNKLARE BEGRIFFE**ODER UNTERSCHIEDLICHE WERTE?**

Das Zweite, was im Zusammenhang mit dem Thema immer wieder zu lesen ist, ist die Kritik, es sei zu wenig klar und verbindlich definiert, was unter Zivilcourage überhaupt zu verstehen sei. Diese Aussage findet sich vor allem in den wissenschaftlichen Annäherungen an das Phänomen. Nun ist der Versuch, ein Forschungsobjekt zunächst einmal definitorisch in den Griff zu bekommen, natürlich gängige Praxis. Interessanterweise gleichen sich die Definitionen dieser Autoren – Autorinnen sind bei diesem Thema eher selten – dann aber trotz dieser kritischen Feststellung verblüffend stark. Alle sind sich einig, dass Zivilcourage das uneigennützig-e Eintreten einzelner Individuen sei für diejenigen Werte, die sie für allgemeingültig halten, auch wenn die jeweiligen Umstände widrig sind und den Einzelnen eher ein Anpassen oder Wegschauen nahelegen würden. Möglicherweise entspringt der Eindruck von Uneinigkeit denn auch gar nicht der Tatsa-

che, dass niemand wüsste, welche Art von Handlungen als zivilcouragiert zu bezeichnen wäre. Vielleicht hat er seine Wurzel eher darin, dass die Schreibenden unterschiedlicher Ansicht sind, welche Werte denn einen solchen Einsatz rechtfertigen. Wer hat die Auszeichnung «zivilcouragiert» verdient? Jemand, der dem eingangs erwähnten Mann zu Hilfe eilt? Dies werden wohl alle bejahen. Aber was ist mit jenem Arbeitnehmer, der öffentlich macht, dass die Firma, bei der er angestellt ist, Gesetze bricht oder die Allgemeinheit gefährdet? Ist es Zivilcourage, wenn ein Mafioso «aussteigt» und seine ehemaligen Kumpane verpfeift? Wenn ein Gast in einer Wirtschaft der feuchtföhlichen Stammtischrunde sagt, rassistische Witze seien dumm? Wenn ein Kind bei einer Mutprobe nicht mitmachen will? Wenn eine junge Frau auf Weiblichkeitsideale pfeift und einen sogenannten Männerberuf erlernt? Wenn eine Muslima aus eigenem Antrieb ein Kopftuch trägt? Wenn einer sich dafür einsetzt, dass geschiedene Väter mehr Rechte bekommen bezüglich ihrer Kinder? Wenn eine Frau sich gegen sexuelle Übergriffe ihres Chefs zur Wehr setzt? Wenn ein Soldat desertiert? Wenn militante Tierschützer versuchen, Versuchstiere aus ihren Labors zu befreien? Welche dieser Personen sind couragiert, welche bloss Querulanten? Die Antwort auf diese Frage dürfte stark davon abhängen, welche Werte jemand vertritt. Und wenn eine Handlung dann gar öffentlich als zivilcouragiert ausgezeichnet wird, dann ist dies immer auch ein Statement darüber, welche Werte gesellschaftlich für gut befunden werden.

Uneinigkeit herrscht auch bezüglich des Gewichts des Anlasses zum Eingreifen. Handelt es sich um Zivilcourage, wenn ein Rentner einigen Jugendlichen im Zug sagt, sie sollten ihre Füße nicht auf das Sitzpolster legen

oder keinen Abfall auf den Boden werfen? Die Gemeinde Männedorf hat vor kurzem eine Kampagne lanciert, die das Ausüben solcher sozialer Kontrolle als Zivilcourage benennt und auszeichnet, in der Hoffnung, das Zusammenleben in der Gemeinde dadurch zu verbessern. Zwar erscheint ein solcher harmloser Anlass etwas gar banal und wirft die Frage auf, ob das Erziehen der eigenen Kinder wohl auch demnächst als zivilcouragiertes Handeln gelobt werden wird. Andererseits: Sollen wirklich nur solche Handlungen als couragiert gelten dürfen, durch die Morde verhindert und Unrechtsregimes gestürzt worden sind?

MUT ZUM MORALISCHEN HANDELN

Das Thema Zivilcourage rührt an die moralischen Grundfesten der Gesellschaft. Wohl nicht zufällig heisst dasselbe Phänomen auf Englisch *moral courage*. Speziell als «zivil» bezeichnet wurde diese Art von Mut vermutlich erstmals in französischen Schriften, welche die Tugenden der freien, gleichen und brüderlichen Bürger beschworen, darunter eben auch den «Bürgermut»: Seit spätestens 1820 nehmen sich zahlreiche politische und philosophische Traktate der *courage civil* oder der *courage civique* an. In der deutschen Sprache ist der Begriff 1864 erstmals belegt, in einem Brief des preussischen Reichskanzlers Otto von Bismarck an Robert von Keudell, einen seiner Vertrauten. Bismarck beklagte sich darin über einen Vorfall, der schon fast zwanzig Jahre zurücklag: 1847 hatte er als junger Abgeordneter im Vereinten Preussischen Reichstag erstmals eine Rede gehalten. Er sprach sich darin gegen ein Gesetz über die Rentenbank aus. Sein ironischer, nahezu verletzender Redestil kam bei den anderen Abgeordneten aber nicht gut an; jedenfalls gab es harsche Reaktionen. Später,

so berichtete Bismarck, habe ein ebenfalls im Reichstag sitzender älterer Verwandter ihm gesagt, er teile zwar seine Meinung, doch so dürfe man nicht reden. Dass dieser Mann ihm nicht beigestanden hatte, ärgerte Bismarck zwanzig Jahre später immer noch. «Mut auf dem Schlachtfeld ist bei uns Gemeingut», bemerkte er zu Robert von Keudell, «aber Sie werden nicht selten finden, dass es ganz achtbaren Leuten an Zivilcourage fehlt.»

WIDERSTANDSHELDEN UND NESTBESCHMUTZER

Zivilcourage ist viel häufiger das Thema von allgemeinen Betrachtungen als von eigentlichen wissenschaftlichen Forschungsarbeiten.¹ Es gibt jedoch eine Reihe von Studien dazu, hauptsächlich aus der Psychologie, der Soziologie und der Politologie. Im deutschsprachigen Raum sind es vorrangig zwei Themenfelder, die bisher interessiert haben: zum einen Gewalt im Alltag, gegen Minderheiten oder Schwächere. Zum andern der individuelle Widerstand im Nationalsozialismus und in der DDR. Was führt dazu, dass die einen helfen, die anderen wegschauen? Wie haben sich Einzelne gegen den Anpassungsdruck eines totalitären Regimes zur Wehr gesetzt oder weshalb eben gerade nicht? Die deutschsprachige Forschung zu Zivilcourage ist damit stark der kollektiven Vergangenheitsbewältigung verpflichtet. Figuren wie die Geschwister Scholl oder die Hitler-Attentäter um Graf von Stauffenberg nehmen darin einen prominenten Platz ein. Im deutschsprachigen Raum bisher wenig beachtet blieb das Thema der Zivilcou-

rage im Berufsalltag; ein Forschungsgebiet, das im englischsprachigen Raum unter dem Stichwort *Whistleblowing* schon seit längerem bearbeitet wird. Hierzulande tut man sich mit Figuren wie beispielsweise dem ehemaligen UBS-Wachmann Christoph Meili, der 1997 Dokumente über die nachrichtenlosen Vermögen von Holocaust-Opfern vor dem Aktenvernichter rettete und öffentlich machte, eher schwer, und es eilt niemand herbei, um ihm einen Lorbeerkranz mit der Aufschrift «Zivilcourage» aufs Haupt zu setzen. Eher gilt er als Nestbeschmutzer, obwohl die offizielle Schweiz seine Tat politisch gutheissen musste.

Im angelsächsischen Raum scheinen der dort stärker gepflegte investigative Journalismus und die bezüglich Haftpflicht andere gesetzliche Situation dem Thema *Whistleblowing* mehr Beachtung zu verschaffen: Die Forschung dazu befasst sich mit Verbraucherschutz, Korruption und Umweltschutz. Als eine populäre Variante dieses Diskurses sei der Film *Erin Brokovich* aus dem Jahr 2000 genannt, in dem Julia Roberts als mutige Aushilfssekretärin einen Umweltskandal aufdeckt. Die englischsprachige Forschung befasst sich im Zusammenhang mit Zivilcourage aber ebenfalls eingehend mit dem Holocaust. Ausserdem sind die Bürgerrechtsbewegung, der Kolonialismus und die Rassentrennung wichtige Themen. >

¹ Ich gebe hier die jeweiligen Studien nicht im Einzelnen an, da mein Text eher eine journalistische Diskursanalyse und ein allgemeiner Überblick sein soll als ein wissenschaftlicher Literaturbericht. Ebenso gehe ich nicht auf die unterschiedlichen Forschungsmethoden und die damit verbundenen Probleme ein, da dies den Rahmen dieses Artikels sprengen würde. Eine Reihe von allgemeinverständlichen Publikationen zum selber Weiterlesen ist am Ende dieses Artikels aufgeführt. Ausführliche Literatur- und Forschungsangaben finden sich insbesondere auf dem Zivilcourage-Portal des Psychologischen Instituts der Universität Zürich: <http://www.psychologie.uzh.ch/fachrichtungen/motivation/zivilcourage.html>.

IN DER GRAUZONE ZWISCHEN GESETZ UND MORAL

Zivilcourage, dieser persönliche Einsatz für eine bessere Gesellschaft (oder seine Abwesenheit), war vermutlich überall, wo Menschen zusammenleben mussten, ein bekanntes Phänomen. Bereits um 400 v. Chr. forderte der griechische Philosoph Platon in seiner Staatslehre, nicht nur die Krieger, sondern auch die Beamten sollten mutig sein und ihren persönlichen Nutzen dem Wohl der Allgemeinheit unterordnen: Korruption war in den antiken Staaten kein Fremdwort.

Für Platon verkörperte der Staat die gute Ordnung, für die man sich einsetzen sollte. Zu manchen Zeiten sahen einige das aber auch genau umgekehrt: 1849 publizierte der amerikanische Philosoph Henry David Thoreau einen Essay mit dem Titel *Civil Disobedience*. Er protestierte darin gegen die Sklavenhaltung und gegen den Krieg, den die USA 1846 gegen Mexiko anzettelten, weil Mexiko sich weigerte, den USA Texas zu verkaufen. Thoreau argumentierte, er werde diesem Staat, der sich seiner Ansicht nach im Unrecht befand, keine Steuern mehr bezahlen. Diese Weigerung, den Bürgerpflichten nachzukommen, dieser zivile Ungehorsam, sei ein legitimes Mittel des gewaltfreien Widerstands gegen moralisch falsch ausgeübte staatliche Gewalt.

Thoreau berief sich also auf eine allgemeingültige Ethik, welche der staatlichen Rechtsordnung übergeordnet war, und lieferte damit eine theoretische Begründung, unter welchen Umständen Einzelne sich ungesetzlich verhalten dürfen, ohne als Verbrecher gelten zu müssen. Aufgrund eines persönlich und unabhängig gefällten moralischen Urteils galt es, sich dem als falsch erkannten Main-

stream zu widersetzen und damit langfristig die staatlichen Regeln zu verändern, hin zu einer besseren Gesellschaft.

Mit Thoreaus Begriff des zivilen Ungehorsams befassten sich in der Folge unzählige Philosophen, Politologen und Soziologen, darunter Denkerinnen und Denker wie Hannah Arendt, Jürgen Habermas oder John Rawls. Sie lieferten damit den ab Ende der 1950er Jahre entstehenden neuen sozialen Bewegungen (Bürgerrechtsbewegung, Studentenbewegung, Friedensbewegung, Anti-AKW-Bewegung u.a.) das theoretische Rüstzeug für ihre gewaltlosen Aktionen gegen die herrschenden Zustände: Sit-ins, Boykotte, Demonstrationen, Militärdienstverweigerung. Hier zeigt sich allerdings auch ein Übergang vom individuellen Handeln hin zum Handeln von politischen Gruppierungen. Thoreaus eigener ziviler Ungehorsam könnte wohl auch als Zivilcourage bezeichnet werden. Man stelle sich vor, ein deutscher Philosoph hätte beschlossen, dem Nazi-Regime keine Steuern mehr zu zahlen: Ein Platz in den Ruhmeshallen der Menschen mit Zivilcourage wäre ihm gewiss. Doch die neuen sozialen Bewegungen bezeichneten ihre Aktionen nicht als Zivilcourage, sondern als «Widerstand» oder als «(internationale) Solidarität» mit den Unterdrückten: ein komplett anderes Vokabular. Könnte es sein, dass «Zivilcourage» ein Begriff ist, der eher der bürgerlichen Kultur zuzurechnen ist?

Der Begriff des zivilen Ungehorsams jedenfalls findet unter jenen, die über Zivilcourage forschen, auch Kritiker. Der deutsche Politologe Wolfgang Heuer etwa argumentiert, es sei falsch, dass Reformen und gesellschaftlicher Wandel innerhalb von Demokratien des zivilen Ungehorsams bedürften, denn Bürgerinnen und Bürger demokratischer Län-

der seien dem Staat ja nicht zu «Gehorsam» verpflichtet wie ein Kind seinen Eltern. Es gebe genügend legitime Mittel, um politisch Einfluss zu nehmen und den Weg der Reform statt jenen der Revolution zu wählen. Das Problem heute sei vielmehr, dass sich niemand mehr politisch engagieren wolle, sondern alle nur noch ihren eigenen Spass und Nutzen verfolgten und sich nicht mehr um das Allgemeinwohl kümmerten.

ZUSCHAUEN STATT EINGREIFEN

Wie eingangs bereits erwähnt, sind besonders entsetzliche Gewalttaten im öffentlichen Raum ein wichtige Triebfeder für die Beschäftigung mit Zivilcourage. 1964 gab es in New York einen Fall, der zum Ausgangspunkt einer ganzen Forschungsrichtung wurde, der sogenannten *bystander*-Forschung. Im New Yorker Stadtteil Queens war die 28-jährige Kitty Genovese von dem ihr unbekanntem Psychopathen Winston Moseley vor ihrem Appartementhaus überfallen, vergewaltigt und erstochen worden. Spätere Untersuchungen ergaben, dass 38 Personen Teile dieses Angriffs gesehen oder anderswie wahrgenommen hatten, doch als endlich jemand die Polizei rief, kam jede Hilfe zu spät: Genovese starb auf der Fahrt ins Spital. Der Täter konnte schliesslich gefasst werden, und der Fall machte Schlagzeilen in der *New York Times*. Zahlreiche Zeugen des Verbrechens sagten gegenüber Polizei und Journalisten, sie hätten gedacht, es handle sich um einen Beziehungsstreit oder um einige Betrunkene auf dem Heimweg. Im reisserischen *Times*-Artikel wurde daraus eine schaulustige Meute, die nichts unternommen hatte, um zu helfen.

Der Tod von Kitty Genovese beschäftigte die Öffentlichkeit stark und wurde in der

Folge vielfältig interpretiert. Einige sahen sich darin bestätigt, dass die Mehrheit der Menschen gleichgültig sei gegenüber dem Schicksal anderer, ihnen fremder Menschen. Andere fanden, so komme es eben heraus, wenn Sitte und Moral zerfielen. Und wieder andere meinten, dies sei der Beweis dafür, dass der Stadtteil Queens am Verslumen sei und dringend saniert werden müsse.

Auch eine ganze Reihe von Wissenschaftlern nahm sich der Sache an. Die beiden Psychologieprofessoren Bibb Lantané und John Darley untersuchten den Fall detailliert und gelangten zum Schluss: Gerade weil die Tat so viele Zuschauer (*bystanders*) gehabt hatte, habe sich niemand persönlich verantwortlich gefühlt. Eine andere These lautete, solche *bystanders* wüssten oft nicht recht, was überhaupt los sei, und versuchten im Zweifelsfall, die Situation als harmlos zu definieren und so «wegzuerklären». Diese und andere Untersuchungen regten viele weitere Studien zu ähnlichen Fällen an. In den 1990er Jahren beispielsweise untersuchte der deutsche Politologe Peter Grottian einen Überfall von Skinheads auf einen Afrikaner in der Berliner S-Bahn und kam zu vergleichbaren Ergebnissen: Wer sich in der Anonymität der Masse befindet, fühlt sich selten zuständig, solche Situationen individuell zu beurteilen und gegebenenfalls persönlich einzugreifen.

Die 1960er Jahre, als der Mord an Kitty Genovese die *bystander*-Forschung anregte, waren auch die Zeit der Prozesse gegen die Nazi-Verbrecher: 1961 stand der ehemalige SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann in Jerusalem vor Gericht, weil er für die Ermordung von Millionen von Juden mitverantwortlich war. Unter den Beobachtern dieses Prozesses war die Philosophin Hannah Arendt, die für den *New Yorker* darüber berich-

tete und zwei Jahre später ein Buch darüber veröffentlichte: *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*. Diese Texte wurden sowohl in den USA wie auch in Deutschland sehr kontrovers diskutiert.

Die Frage, wie wohl ein Mensch beschaffen sein müsse, dass er zu solchen Greuelthaten fähig sei, trieb damals viele um. Angeregt durch den Eichmann-Prozess dachte sich der amerikanische Sozialpsychologe Stanley Milgram 1962 ein Experiment aus, mit dem er untersuchen wollte, wie gehorsam Menschen gegenüber einer Autorität sind, auch wenn sie merken, dass ihr Handeln Leid verursacht: Die Versuchspersonen wurden dabei gebeten, einer anderen Person in einem angeblichen «Lernexperiment» immer stärkere Stromstöße zu versetzen, wenn diese beim Lösen von Aufgaben einen Fehler machte. Beim «Opfer» in diesem Experiment handelte es sich allerdings um einen Schauspieler, der die angeblichen Stromstöße nur vorspielte. Milgram stellte mit Entsetzen fest, dass die Mehrheit der am Experiment teilnehmenden Personen bereit gewesen wäre, Stromstöße bis zu 450 Volt abzugeben, während der Schauspieler glaubhaft machte, schreckliche Qualen bis hin zur Bewusstlosigkeit zu erleiden.

Milgrams Befunde bestätigten sich in zahlreichen Wiederholungen, und es konnte eine ganze Reihe von Dingen daran gezeigt werden. Einerseits zeigte sich, dass die Versuchsteilnehmer darunter litten, jemand anderem Leid zufügen zu müssen. Sie berichteten von schweren Gewissensbissen und psychischen Problemen. Andererseits zeigte sich, unter welchen Umständen sie zu grösserem Gehorsam bereit waren: immer dann nämlich, wenn die Autorität in Form eines Befehlsgebers persönlich anwesend und von hohem Status war. Eher dem eigenen

Gewissen zu folgen gelang dann besser, wenn sich das «Opfer» im gleichen Raum befand oder gar berührt werden musste.

DIE ALTRUISTISCHE PERSÖNLICHKEIT

Während Arendt und Milgram zu ergründen suchten, warum Menschen bei den Nazi-Greuelthaten mitgemacht hatten, befasste sich eine Reihe von Forschenden damit, was für Menschen es geschafft hatten, dies nicht zu tun oder gar den Verfolgten beizustehen. Der 1961 bei den Eichmann-Prozessen ebenfalls anwesende junge Rabbiner Harold Schulweis aus Kalifornien beispielsweise untersuchte aus diesem Grund 27 in die USA emigrierte Personen, welche während des Krieges Juden gerettet hatten. Diese Untersuchung wiederum wurde zum Ausgangspunkt für die Studien des amerikanischen Ehepaars Samuel und Pearl Liner, welche der altruistischen Persönlichkeit auf die Spur kommen wollten. Sie befragten 406 Personen und veröffentlichten ihre Befunde 1988. Ähnliche Ziele verfolgte Eva Fogelman, eine amerikanische Sozialpsychologin, Psychotherapeutin und frühere Mitarbeiterin Milgrams. Sie publizierte 1994 das Buch *Wir waren keine Helden. Lebensretter im Angesicht des Holocaust. Motive, Geschichten, Hintergründe* und spricht darin, angelehnt an Hannah Arendt, von der «Banalität des Guten».

Fogelman untersuchte die Motive der Helfenden und kam zum Schluss, dass Zivilcourage bereits in der Kindheit gelernt wird. Alle Befragten hätten ausgeprägt humanistische Wertvorstellungen gehabt, die sie sich schon als Kind angeeignet hatten, und ausserdem besaßen sie die Fähigkeit zum selbständigen Denken und Fühlen. Wichtig sei zudem bei vielen Folgendes gewesen: «Ein behütetes, liebevolles Elternhaus; ein altruistischer El-

ternteil oder ein liebes Kindermädchen, das als Vorbild für altruistisches Verhalten diente; Toleranz gegenüber Menschen, die anders sind; eine schwere Krankheit während der Kindheit oder der Verlust einer nahestehenden Person, wodurch die eigene Widerstandskraft auf die Probe gestellt und besondere Hilfe nötig wurde; eine verständnisvolle und fürsorgliche Erziehung zu Unabhängigkeit, Selbstständigkeit und Disziplin, die nicht mit körperlichen Strafen und Liebesentzug operierte.»

Neben der Studie von Fogelman gibt es eine ganze Reihe andere, die sich ebenfalls mit den Charaktermerkmalen der altruistischen Persönlichkeit befassen. Als weitere spezifische Persönlichkeitsmerkmale wurden dabei bald auch Dinge gefunden, die nicht so gut zum Bild des selbstlosen Helden passten, nämlich Abenteuerlust, soziales Aussenseitertum oder gar der Wunsch nach Berühmtheit. Wie zahlreiche Texte belegen, gab diese Tatsache vielen Forschenden, die da gewissermaßen nach dem «Guten» im Menschen suchten, nach möglichen Vorbildern, ziemlich zu beissen. Doch wie Fogelman ja schon im Titel ihres Buches anmerkte: Es handelt sich bei den Personen, die zu altruistischen Taten neigten, nicht um eigentliche «Helden», sondern um ganz gewöhnliche Menschen.

BIOGRAPHISCHE INTERVIEWS

Eine Reihe von Studien befasst sich mit den ganz konkreten Taten mutiger Menschen. Oft handelt es sich dabei um lebensgeschichtliche Interviews, anhand derer das Leben und Wirken von Menschen gezeigt wird, die Vorbilder sein sollen für andere. Zugleich dient die Publikation ihrer Taten der Ehrung der Couragierten. Ein Beispiel für ein solches Projekt, die Suche nach 1000

Friedensfrauen, stellt Ruth-Gaby Vermot-Mangold in diesem Heft vor.

Solche Vorbild-Sammlungen haben eine lange Tradition: Bereits im Mittelalter wurden Lebensbeschreibungen von Märtyrern, Asketen und Heiligen zusammengestellt, um den Menschen als Richtlinie für ein gottgefälliges Leben zu dienen. Und jene Schulbuchtexte über mutige und einflussreiche Personen wie Florence Nightingale, Albert Schweitzer oder Mahatma Gandhi, die dann Anlass boten für den passenden Aufsatz zum Thema «Mein wichtigstes Vorbild» oder «So möchte ich auch sein», dürften vielen noch in Erinnerung sein.

Ein weiteres berühmtes Beispiel stammt aus der Feder des sich damals um das Amt des US-Präsidenten bewerbenden John F. Kennedy (oder aus jener seiner Ghostwriter): das 1956 erschienene Buch *Profiles in Courage*, in dem acht Senatoren vorgestellt werden, die auf vorbildliche Weise zu ihren Werten gestanden seien, gegen die Parteilinie, gegen die öffentliche Meinung oder gegen ihre eigenen früheren Überzeugungen. Kennedy vertrat darin die These, Zivilcourage sei die wichtigste Eigenschaft eines Politikers. Das Buch erhielt den Pulitzer-Preis und langweilt bis heute – wenn man den Kundenrezensionen bei *amazon.com* glauben darf – die amerikanischen Schulkinder.

Kennedy scheint einen deutschen Nachahmer gefunden zu haben: 1965 publizierte Alfons Wenzel das kleine Buch *Zivilcourage im öffentlichen Dienst*, in dem er Beispiele von moralischem, mutigem Verhalten von Beamten, Richtern und Soldaten aus den letzten 200 Jahren zusammengestellt hatte. Viele davon, so Wenzel, hätten als Grund für ihr couragiertes Verhalten angegeben, ihr eigenes Den-

ken habe sie in Widerspruch zu den Befehlen ihrer Vorgesetzten gebracht, und sie hätten als «Ehrenmänner» ihrem Gewissen folgen müssen. Wenzel blieb mit seiner Publikation in Deutschland allerdings für lange Zeit allein auf weiter Flur; das Interesse an solchen Beispielen scheint damals eher gering gewesen zu sein.

Das änderte sich in den 1990er Jahren dramatisch. Unzählige Studien mit Zeitzeugen-Interviews suchten nach den Motiven, Erfahrungen und Erlebnissen sowohl der Täter wie der Opfer des Holocausts. Als ein schweizerisches Beispiel dafür sei stellvertretend das Buch *Grüningers Fall. Geschichten von Flucht und Hilfe* des Historikers Stefan Keller erwähnt. Er berichtet darin vom St. Galler Polizeihauptmann Paul Grüninger, der 1938/39 mehrere tausend jüdische Flüchtlinge gerettet hatte, indem er ihre Einreisedokumente fälschte. Grüninger wurde vom Dienst suspendiert und verurteilt, aufgrund von Kellers Buch 1995, 23 Jahre nach seinem Tod, aber rehabilitiert.

Ein weiteres Forschungsfeld für die Frage nach dem Handeln zivilcouragierter Menschen bietet inzwischen die ehemalige DDR. Der bereits erwähnte deutsche Politologe Wolfgang Heuer interviewte für seine 2002 erschienene Habilitation rund zwei Dutzend Menschen, die in der DDR gelebt hatten, auf vielfältige Weise mit den dort herrschenden Strukturen in Konflikt geraten waren und sich manchen politischen Anforderungen widersetzt hatten. Heuer legte dabei großen Wert darauf, die individuellen und konkreten Erzählungen seiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen nicht irgendwelchen abstrakten Konzepten unterzuordnen.

TRAININGSPROGRAMME IN PRAKTISCHER MORAL

Nach all diesen Fragen, wie Menschen wohl seien, die sich auch im konkreten Einzelfall für andere oder für das Allgemeinwohl einsetzen, und warum es so wenige davon gibt, stellt sich zwangsläufig irgendwann die Frage, ob man dazu beitragen kann, dass Zivilcourage selbstverständlicher wird. In der Folge wurde eine Reihe von eigentlichen Programmen zum Trainieren von Zivilcourage entwickelt. Eines davon stammt von der Zürcher Sozialpsychologin Veronika Brandstätter-Morawietz, die es in diesem Heft in einem eigenen Artikel vorstellt. Andere Beispiele kommen aus der Schulsozialarbeit und aus dem Bereich der polizeilichen Präventionsarbeit.

Das gibt es auch in Zürich: Seit einem Jahr bietet die Stadtpolizei Zürich den «StattGewalt-Rundgang» an, der helfen soll, die Zivilcourage zu stärken. Auf diesem 90-minütigen Spaziergang durch die Stadt werden drei Situationen von Gewalt im öffentlichen Raum von Schauspielern nachgestellt, und die Teilnehmenden werden gebeten, die Situation zu entschärfen. Lösungsvorschläge können ausprobiert werden, die Schauspieler zeigen, was dabei passieren könnte – ein niederschwelliges Angebot für jene, die sich ohnehin schon für das Thema interessieren.

Um zu beurteilen, wie wirksam solche Trainingsprogramme sind, dürfte es noch zu früh sein. Manche, wie der bereits erwähnte deutsche Politologe Wolfgang Heuer, sind skeptisch. Heuer ist der Ansicht, der für zivilcouragiertes Handeln nötige Habitus könne kaum kurzfristig erlernt werden, sondern bedürfe der langfristigen Interaktion zwischen dem Individuum und seiner Umgebung, sprich: seinem Elternhaus, der Schule,

dem Freundeskreis. Insofern dürfte es durchaus von Bedeutung sein, wenn die Gesellschaft zivilcouragiertes Handeln Einzelner auszeichnet und dadurch eine altruistische Mentalität und humanistische Werte fördert.

ZUM WEITERLESEN

Bastian, Till 1996: Zivilcourage. Von der Banalität des Guten. Hamburg.

Bultmann, Antje et al. (Hg.) 1997: Auf der Abschussliste. Wie kritische Wissenschaftler mundtot gemacht werden sollen. München.

Deiseroth, Dieter 2001: Whistleblowing in Zeiten von BSE. Berlin.

Gruen, Arno 1997: Der Verlust des Mitgefühls. Über die Politik der Gleichgültigkeit. München.

Havel, Vaclav 1990: Versuch in der Wahrheit zu leben. Von der Macht der Ohnmächtigen. Reinbek bei Hamburg.

Heuer, Wolfgang 2002: Couragiertes Handeln. Lüneburg.

Jaskolski, Helmut 1999: Zivilcourage – was ist das? Vortrag, gehalten in der VHS Erfstadt am 10. November 1999. In: http://www.jaskolski.de/ziv_was.htm.

Keller, Stefan 1993: Grüningers Fall. Geschichten von Flucht und Hilfe. Zürich.

Singer, Kurt 1992: Zivilcourage wagen. Wie man lernt, sich einzumischen. München.

Terkel, Studs 2004: Die Hoffnung stirbt zuletzt. Politisches Engagement in schwieriger Zeit. München.



Hans-Ulrich Rügger, Leiter der Abteilung Forschung und Nachwuchsförderung an der Universität Zürich

DIE BEWEGUNG DES SYSTEMS

Ich meine zu beobachten, dass die Universität sich in mancherlei Hinsicht in Richtungen bewegt, die nicht den Vorstellungen und Zielen ihrer Angehörigen entsprechen. Es geht mir nicht um eine Kritik an bestimmten Entwicklungen. Ausgangspunkt ist das Erstaunen, dass solche Entwicklungen überhaupt stattfinden, sofern es so ist, dass sie persönlichen Einstellungen nicht nur vereinzelt entgegenlaufen.

Die erste Frage, die sich mit diesem Erstaunen verbindet, lautet: Wie kommt es, dass eine *Gemeinschaft* sich in Richtungen bewegt, die nicht mit den Vorstellungen und Ziel-

en ihrer Angehörigen korrespondieren? An dieser Frage zu arbeiten finde ich schwierig, weil für mich eine Gemeinschaft nicht etwas ist, was ich als solche verstehen kann.¹ Die zweite, mir zugänglichere Frage lautet: Wie kommt es, dass *Einzelne* sich mitbewegen in eine Richtung, die nicht ihren Vorstellungen und Zielen entspricht? Wieso sind wir in einer kollektiven Bewegung bereit, mitzumachen, obwohl wir als Einzelne mit der gegebenen Richtung nicht einverstanden sind?

Um nicht unanschaulich zu bleiben, gebe ich ein Beispiel für die Bewegtheit eines wissenschaftlichen Systems, von dem ich annehmen darf, dass es ansprechend ist, ohne kontrovers zu sein. Im Fokus liegt in diesem Fall nicht der Konflikt des Einzelnen, sondern die Eigendynamik des Systems. Vor kurzem trafen sich die Departmentchefs der Physiologie in den Vereinigten Staaten – also rund 150 Verantwortungsträger einer Wissenschaft –, um über die Zukunft ihres Faches zu beraten. Sie waren einhellig der Meinung, dass die Physiologie sich in eine integrative Richtung entwickeln sollte. Während das Fach früher von der Untersuchung der Organsysteme in Richtung der Erforschung des Mikrobereichs auf zellulärer und molekularer Ebene fortgeschritten ist, soll die integrative Physiologie den Blick wieder auf das Ganze weiten, also auf die Organsysteme oder gar den Organismus.

¹Ich denke nicht von einem systemtheoretischen, sondern von einem hermeneutischen Ansatz her und versuche, das Handeln des Einzelnen in seiner Beziehung zur Gemeinschaft zu verstehen.

mus. Nur mussten die Departmentchefs auch feststellen, dass es kaum junge Akademiker gibt, die bereit sind, einen integrativen Weg einzuschlagen. Eine naheliegende Erklärung ist der Publikationsdruck, der auf den Nachwuchskräften lastet. Um weiterzukommen, müssen sie möglichst viel in hochrangigen Zeitschriften veröffentlichen. Und das lässt sich eher erreichen, wenn man, dem Trend der Vergangenheit folgend, im Mikrobereich forscht. Das Ganze in seinen Zusammenhängen in den Blick zu nehmen wäre aufwendiger, bräuchte jedenfalls mehr Zeit. Und weil die Untersuchung eines komplexeren Gegenstands mit mehr Unsicherheiten behaftet ist, wäre es auch riskanter. So treibt das Prinzip des *publish or perish* die Physiologie in eine andere Richtung, als dies aus einer übergeordneten wissenschaftlichen Sicht für gut befunden würde. Als systemisches Prinzip begreife ich in diesem Sinn eine Wirkung des Systems auf das Handeln des Individuums, das wiederum auf das System zurückwirkt. Dabei kann man es den Nachwuchskräften nicht verdenken, dass sie tun, was sie tun. Denn sie müssen zuallererst versuchen, ins System hineinzukommen.

SYSTEM UND NACHWUCHS

Wer sich für eine akademische Laufbahn entschieden hat, wird sich vor allem fragen müssen: Was soll ich tun und was soll ich unterlassen, um in das System hineinzukommen? Was zu tun ist, wurde in einer Hinsicht bereits angedeutet. In unserem Zusammenhang interessiert vor allem, was zu unterlassen ist.

Eine schwangere Postdoktorandin berichtet in einem Hochschulmagazin über ihre Erfahrungen als Mutter im Wissenschaftssystem – wie etwa ein Professor zu bedenken

gibt, dass ein zweites Kind in der Habilitationsphase denkbar ungünstig wäre. Nun sind seine Bedenken nicht unbegründet. Die Nachwuchswissenschaftlerin muss, um ins System hineinzukommen, ihre Forschung vorantreiben, publizieren und sich wissenschaftlich vernetzen. Es gibt durchaus ein Dilemma zwischen familiärer und akademischer Biographie. Doch die Frau möchte den Versuch wagen:

«Vielleicht ist es so, dass gelingende Wissenschaft und Mutterschaft sich ausschliessen – aber bis zum Beweis dieser behaupteten Unvereinbarkeit nehme ich die Herausforderung an. Topp, die Wette gilt!»²

Bemerkenswert ist allerdings, dass die Postdoktorandin Wert darauf legt, nicht namentlich genannt zu werden: «Die Autorin will aus naheliegenden Gründen anonym bleiben.» Was könnten naheliegende Gründe sein? Ist nicht allein, was zählt, dass sich die Frau als Wissenschaftlerin bewährt und ihr Habilitationsprojekt zum Erfolg bringt? Nun vermute ich ein zweites systemisches Prinzip, das es zu Beginn einer akademischen Laufbahn zu bedenken gilt: «Wenn du ins System hineinkommen willst, dann unterlass es, unangenehm aufzufallen!» Das klingt trivial und dürfte nicht auf akademische Verhältnisse beschränkt sein. Jeder, der irgendwo weiterkommen will, wird darauf achten, nicht unangenehm aufzufallen – das heisst gegebenenfalls, sich nicht mit einer Überzeugung zu exponieren, die als Kritik an der Institution oder am Establishment aufgefasst werden kann. In gewissem Sinn immunisiert sich ein System durch seine Eintrittskonditionen. In der akademischen Welt ist dieser Aspekt viel-

²Anonym: Geistige und leibliche Kinder. In: Forschung & Lehre 12 (2008), S. 842.

leicht insofern besonders relevant, als persönliche Beziehungen nicht nur innerhalb einer Universität, sondern im ganzen Fachbereich einer *scientific community* eine entscheidende Rolle spielen. Wenn es um ein Berufungsverfahren geht, könnte eine Erinnerung an kritische Äusserungen von Nachteil sein.

SYSTEM UND ETABLIERUNG

Wer im System seinen Platz gefunden hat, der braucht, so möchten wir meinen, mit seinen Überzeugungen nicht mehr hinter dem Berg zu halten – selbst wenn es kritische Ansichten sind. Da gibt es zum Beispiel den Professor, der eine Entwicklung für äusserst problematisch hält und dies bei jeder Gelegenheit kundtut. Es gibt aber auch die Professorin, die in der Reform eine Chance erkennt und sich mit wehenden Fahnen dafür einsetzt. Und dann gibt es den Professor, der *contre cœur* mit der Umsetzung von Beschlüssen ringt:

«Dies tue ich sogar noch engagiert, weil ich meinem Fachbereich gegenüber eine kollegiale Verpflichtung verspüre. Aber nicht aus innerer Überzeugung. Eigentlich sogar gegen meine innere Überzeugung. Selbst dies wäre noch nicht so schlimm (und ich würde mich mit meiner Minderheitsposition als Demokrat auch abfinden können), wenn ich nicht in den von mir geführten Gesprächen mit Kollegen überwiegend Skepsis an dem neuen System kommuniziert bekäme, so dass ich den Eindruck gewinne, ich sei gar nicht Teil der Minderheit. Aber warum kann sich dann eine ablehnende Mehrheit – unterstellt, sie gäbe es in dieser Frage wirklich – nicht durchsetzen?»³

³ Stein, Volker: Mea culpa! In: Forschung & Lehre 1 (2008), S. 8–10, 9.

Die Irritation ist verständlich. Wenn es so ist, dass auch andere der Entwicklung mit Skepsis gegenüberstehen, warum machen sie und warum macht er selbst entgegen der Überzeugung mit? Ich weiss es nicht, nur einige Mutmassungen kommen mir in den Sinn. Zunächst liegt einem der eigene Fachbereich am Herzen. Das könnte heissen, wie *figura* zeigt, sich gegebenenfalls entgegen seiner Ansicht einzusetzen, um wenigstens das Beste daraus zu machen. Oder aber es könnte heissen, sich nach Möglichkeit aus institutionellen Fragen herauszuhalten, um die Energie auf Wissenschaft und fachliche Kontakte zu konzentrieren. Noch in einem anderen Zusammenhang könnte die Energiebilanz eine Rolle spielen: Von vielen wird beklagt, dass neben lauter Prüfungen, Kommissionen und Administration immer weniger Zeit für Wissenschaft bleibt. Fehlen dann Zeit und Kraft, um unliebsamen Entwicklungen entgegenzutreten? Und schliesslich: Wenn das systemische Prinzip der Anpassung eine Nachwuchskraft während rund fünfzehn Jahren begleitet, bis sie eine feste Anstellung erhält – könnte bis dahin eine Disposition zur Anpassung entstehen?

SYSTEM UND UMWELT

Im Universitätssystem zusätzlich Verantwortung tragen, das kann nach einer Professur bedeuten, ein Amt in der Instituts-, Fakultäts- oder Universitätsleitung zu übernehmen. Wäre dann der Moment gekommen, um zum Wohl der Gemeinschaft für die eigenen Überzeugungen einzustehen? Ich beobachte zweierlei. Zum einen ist es ganz natürlich, dass sich mit einer neuen Verantwortung die Perspektive ändert und Ansichten sich wandeln. Die Welt sieht anders aus aus der Sicht der Universitätsleitung als aus der Sicht eines Professors. Zum andern sind

die Verantwortungsträger einer Universität enormem Druck ausgesetzt. Es ist nicht einfach so, dass sie nun an der Spitze eines Systems stünden, zu dessen Bestem sie schalten und walten können. Das System ist selbst Bestandteil eines übergeordneten Systems. Denken wir uns eine Massnahme von einem nationalen oder internationalen Hochschulgremium, das zwar keine Befugnisse hat, aber die Hochschulen einlädt: Wer teilnimmt, hat die Chance, sich zu positionieren und seine internationale Visibilität zu erhöhen. Die Massnahme kann noch so aufwendig, ihre Methoden können noch so fragwürdig sein: Weil die anderen mitmachen, müssen wir es auch – wir dürfen schliesslich nicht abseits stehen.

DIE VERANTWORTUNG DES EINZELNEN

Die Sicht der angedeuteten Gedanken ist einseitig und verkürzt. Im Spannungsfeld von System und Anpassung habe ich ein Problem fokussiert und vieles ausser Acht gelassen. In zwei Hinsichten möchte ich einen Eindruck korrigieren. Das System erscheint in einer negativen Wertung: als etwas, was der Freiheit des Einzelnen entgegensteht. Nun sind wohl Einsamkeit und Freiheit noch immer die «vorwaltenden Principien», wenn es um Kreativität in der Wissenschaft geht.⁴

«Daß aber diese durchaus nicht Sache des Einzelnen sein [...] kann, sondern ein gemeinschaftliches Werk sein muß, wozu jeder seinen Beitrag liefert, so dass Jeder in Absicht ihrer von allen uebrigen abhaengig ist [...], auch das muß gewiß allgemein einleuchten.»⁵

Das aber heisst: Die systemische Organisation der Wissenschaften und die institutionelle Verfassung der Universität bilden zualererst die Voraussetzung, die wissenschaftli-

che Tätigkeit ermöglicht. Ein Zweites: Gemeinschaft kann nur entstehen, wenn jeder sich in der einen oder anderen Beziehung anpasst. Gemeinsam können wir nur etwas erreichen, wenn jeder sich einfügt. Ein Drittes: Nur sollten wir prüfen, wann und wieso wir bereit sind, unsere Ansicht zurückzustellen. Und wann es angezeigt ist, für unsere Überzeugung einzustehen. Gemeinschaft ist nur erträglich, wenn jeder seine Verantwortung wahrnimmt. Gelegentlich ist es angebracht, sich auf die Kategorie des Einzelnen zu besinnen.

«Denn eine Menge ist ein Abstraktum, das keine Hände hat; jeder Einzelne hingegen hat regelmässig zwei Hände.»⁶

⁴ Von Humboldt, Wilhelm 1903: Über die innere und äussere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin (Fragment 1809/10). In: Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften (Hg.): Gesammelte Schriften X. Berlin, S. 250–260, 251.

⁵ Schleiermacher, Friedrich 1808: Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn. Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende. Berlin, S. 2. In diesem Sinn dann auch von Humboldt, ebd.: «Da aber auch das geistige Wirken in der Menschheit nur als Zusammenwirken gedeiht [...], so muss die innere Organisation dieser Anstalten ein ununterbrochenes, sich immer selbst wieder belebendes, aber ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken hervorbringen und unterhalten.»

⁶ Kierkegaard, Sören: Der Einzelne. Zwei «Noten» betreffs meiner Wirksamkeit als Schriftsteller (1846–50), Beilage zu: Der Gesichtspunkt für meine Wirksamkeit als Schriftsteller, Kopenhagen 1859; Gesammelte Werke, hrsg. v. Emanuel Hirsch und Hayo Gerdes, 33. Abteilung, aus dem Dänischen übersetzt v. E. H., Köln: Diederichs 1960; Gütersloh: Mohn 1985, S. 96–120, 101.

Ein Gespräch mit Mirina Grosz und Viktor Laube, die in der Gleichstellungskommission den Mittelbau vertreten, über politisches Engagement und eigenständiges Denken an der Universität.

universelle: *Wie kam es zu Ihrem Engagement in der Gleichstellungskommission (GLK)?*

Viktor Laube: Seit Ende 2008 bin ich Assistent am Rechtswissenschaftlichen Institut bei Prof. Brigitte Tag. Und sie ist seit dem Herbst 2008 Präsidentin der Gleichstellungskommission und hat mich angefragt, ob ich Interesse daran hätte. Sie meinte, in der GLK sollten beide Geschlechter gleichermassen vertreten sein und es wäre daher gut, wenn noch mehr Männer darin wären. Via Internet informierte ich mich über die Tätigkeit der GLK und fand das Thema interessant. Ich konnte dann als Gast an einer Sitzung teilnehmen, und eine Woche später wurde ich von der Vereinigung Akademischer Mittelbau der Universität Zürich, der VAUZ, offiziell für das Amt vorgeschlagen und anschliessend von der Erweiterten Universitätsleitung gewählt.

Mirina Grosz: Ich wurde ebenfalls von Frau Tag angesprochen. Eine Freundin von mir arbeitet an ihrem Lehrstuhl und hat mich weiterempfohlen als jemanden, die an Gleichstellungsfragen sehr interessiert sei. Ich habe dann relativ spontan zugesagt, ohne genau zu wissen, was auf mich zukommt. Brigitte Tag war es sehr wichtig, dass endlich wieder beide Mittelbau-Sitze in der GLK besetzt werden. Unsere Vorgängerin, Annina Clerici, war nämlich allein, der zweite Sitz war lange Zeit

vakant. Offiziell gewählt wurde ich dann im Herbst 2008, als Vertreterin des Mittelbaus.

Waren Sie bereits vorher in der VAUZ aktiv?

MG: Nein. Als Assistentin bezahle ich zwar meinen Mitgliederbeitrag und bin damit VAUZ-Mitglied. Ich bin dann einmal aus Interesse an eine VAUZ-Sitzung gegangen, aber gross engagiert hatte ich mich bis dahin nicht.

Was hat Sie motiviert, ein solches Amt zu übernehmen?

MG: Geschlechterfragen beschäftigten mich schon seit längerem. Auch bei uns zu Hause wurde manchmal über solche Themen diskutiert. Ich empfinde es deshalb wohl als selbstverständlich, mich als Frau für frauenspezifische Anliegen einzusetzen. Vor zehn Jahren hätte ich das vielleicht noch nicht so gesagt, aber jetzt, wo ich ein bisschen älter werde, werden bestimmte Aspekte auch für mich zunehmend ein konkreteres und wichtigeres Thema: Wie macht man das, wenn man Karriere machen möchte, aber auch einmal eine Familie haben will? Wie bringt man das alles zusammen? Ausserdem finde ich es spannend, durch die Mitarbeit in einer Kommission ein wenig in die Strukturen der Universität hineinschauen zu können, zu sehen, wie es da so läuft.

VL: Ich finde es wichtig, auch die männliche Sicht in die GLK einzubringen und dabei vielleicht auch einmal den Blick auf das Problem des durch den Militärdienst verursachten «Zeitausfalls» zu lenken.

Ausserdem bin ich während des Studiums ein Jahr im Welschland gewesen und habe dort Einblick in das Funktionieren einer kleineren Universität gewonnen. Die werden zwar gerne belächelt, aber ich finde, es gibt auch viele Vorteile: Die Studierenden haben mehr direkten Kontakt zu den Professoren, während hier in Zürich Übungen, Tutorate und Prüfungen oft von den Assistierenden oder gar von Studierenden beaufsichtigt werden und generell alles anonymer abläuft. Ich hoffe, dass ich von diesen Erfahrungen auch etwas in die GLK einbringen kann.

Wie ist es, als Mann in der Gleichstellungskommission mitzumachen?

VL: Es ist allgemein sehr angenehm, als Mann mit Frauen zusammenzuarbeiten. Unter Männern geht es meist viel militärischer und hierarchischer zu und her. Bei Frauen ist das eher so ein kommunikatives Miteinander, habe ich den Eindruck.

MG: Es hat unter den Fakultätsvertretern in der GLK ja noch andere Männer. Das ist auch allen Kommissionsmitgliedern ein grosses Anliegen, dass die GLK nicht nur aus Frauen besteht. Denn sonst kann man ja eigentlich nicht von Gleichstellung reden. Das ist auch im Verhaltenskodex *Gender Policy* der Universität, welchen die GLK erarbeitet hat, ganz wichtig: dass die Geschlechterverhältnisse in allen universitären Gremien ausgeglichen sein sollen. Und da gehört die GLK natürlich auch dazu.

VL: Es ist wichtig, dass beide Geschlechter in der GLK vertreten sind, um die Gleichstellung in einem guten Rahmen zu verwirklichen. Ohne dass zum Beispiel starre Quoten eingeführt werden. Man sollte zur Einsicht gelangen, dass es vorteilhaft ist, wenn Frauen bei Berufungen genauso berücksichtigt werden und so auch in die oberen Positionen der Universität gelangen. Dabei darf aber nicht vergessen gehen, dass trotzdem stets diejenigen Personen mit den besten fachlichen Qualifikationen ausgewählt werden sollten.

MG: Es besteht schon ein wenig die Gefahr, dass die GLK innerhalb der Universität den Ruf bekommt, dass da – überspitzt gesagt – Emanzen zusammensitzen und miteinander männerfeindliche Sachen ausarbeiten. Nicht zuletzt deswegen ist es so wichtig, dass nicht nur Frauen in dieser Kommission sind.

VL: Ja, um ein Gleichgewicht herzustellen und zu zeigen, dass es eben nicht so zu und her geht, sondern dass gemeinsam, in einem guten Rahmen, Lösungen für die Probleme gesucht werden.

Was macht die GLK denn ganz konkret?

MG: An die Sitzungen kommen die Vertretenen aller Fakultäten und aller Stände. Eigentlich sollten die Studierenden auch vertreten sein, aber es ist zurzeit offenbar schwierig, jemanden dafür zu finden. (Anm.: Inzwischen konnten die beiden studentischen Sitze der GLK ebenfalls mit einer Frau und einem Mann besetzt werden. TW) Dann berichten alle, was bei ihnen in Sachen Gleichstellung gerade so läuft. Ausserdem werden aktuelle Themen besprochen. Die GLK ist also eigentlich ein Forum, das sich auf Gleichstellungsfragen spezialisiert und wo sich Gedan-



Mirina Grosz

ken und Positionen dazu entwickeln können. Auf diese Weise wurden die *Gender Policy* entwickelt, das Reglement gegen sexuelle Belästigung und das Gender-Monitoring. Im Moment sind zum Beispiel gerade die Fragen rund um *Dual career couples* aktuell. So etwa, ob die Universität Zürich – ähnlich wie die ETH – eine Stelle einrichten soll, die bei Berufungen aus dem Ausland den jeweiligen Lebenspartnern bei der beruflichen und familiären Integration in der Schweiz hilft.

VL: Da wird nun etwa diskutiert, ob die Universität auch selber Stellen für diese Partner anbieten sollte. Oder ob eine Anlaufstelle, die bei der Integration hilft, genügt. Das ist zurzeit noch nicht geklärt.

Braucht es Zivilcourage, um sich an der Universität für die Gleichstellung zu engagieren?

MG: Wir müssen glücklicherweise wohl keine Nachteile befürchten wegen unseres Engagements. Deshalb braucht es meiner Ansicht nach dazu auch keinen speziellen Mut. Wir sind engagiert, und das ist auch wichtig. Aber ob das schon Zivilcourage ist? Wohl eher nicht.

VL: Wir setzen uns für etwas ein, ohne dass uns dafür materielle Vorteile winken. Aber

wir müssen uns dafür nicht besonders stark exponieren. Dass es die GLK überhaupt gibt, zeigt, dass man keine Angst vor Repressalien haben muss. Die GLK ist vielmehr eine Chance, seinen Standpunkt einzubringen und den Anliegen des Mittelbaus eine Stimme zu verleihen.

MG: Es ist der Universität Zürich als Verdienst anzurechnen, dass solche Freiräume existieren, wo wir uns so äussern können.

Braucht es Zivilcourage, um sich als Mittelbauangehörige im konkreten Fall gegen diskriminierende Behandlung zu wehren?

MG: Für die Mittelbauangehörigen besteht halt die Schwierigkeit, dass sie einerseits von der Universität angestellt sind, gleichzeitig aber auch noch in Ausbildung und damit ein Stück weit abhängig sind.

VL: Gerade deshalb ist es sehr gut, dass die Universität ermöglicht, dass auch solche Probleme besprochen werden können. Dass man sich so Gehör verschaffen könnte, wenn irgendetwas in dieser Hinsicht falsch laufen würde.

MG: Aber die Schwierigkeit für allenfalls betroffene Personen besteht trotzdem. Im konkreten Fall muss man sich dann ja dazu entschliessen, nach aussen zu gehen und damit auch jemanden an den Pranger zu stellen, der eben vielleicht gleichzeitig der Doktorvater oder die Doktormutter ist, und das ist problematisch. Für diese Situation haben wir in der GLK auch kein Patentrezept. Wir bemühen uns aber, ein Bewusstsein für diese Problematik zu schaffen.

Wie steht es denn generell um das Engagement des Mittelbaus an der Universität Zürich?

VL: An grossen Universitäten wird ja eigentlich eher eine Ellbogenmentalität gefördert. Trotzdem nehme ich die Zürcher Mittelbauangehörigen als recht engagiert wahr. Viele, die ich kenne, übernehmen auch in Gemeinden oder in Vereinen Ämter, die ihnen finanziell oder beruflich nicht direkt nützen, sondern die sie vorwiegend für die Allgemeinheit ausüben. Aber vermutlich wären sie ja auch nicht an der Universität geblieben, wenn sie sich ausschliesslich für ihren eigenen beruflichen Vorteil interessieren würden.

MG: Das stimmt. Aber ich wundere mich schon, wie wenig Leute zum Beispiel wissen, was die VAUZ überhaupt ist und was sie macht. Viele zahlen auch keine Mitgliederbeiträge, was für die VAUZ schwierig ist. Und es kommen nur wenige Leute an die Sitzungen. Viele wissen gar nicht, dass sie selber auch zum Mittelbau gehören, oder kennen nicht einmal den Begriff. Eigentlich wären wir ja sehr viele. Eine der Schwierigkeiten ist wohl, dass die Mittelbauangehörigen auf verschiedenen Stufen angestellt sind. Die Doktorierenden stellen zwar die grösste Zahl, aber zum Mittelbau gehören auch die Habilitierenden. Ausserdem sind die meisten Mittelbau-Anstellungen befristet, weshalb es viele Zu- und Abgänge gibt. Es ist also keine homogene Gruppe. Dennoch finde ich es schade, dass kein stärkeres Bewusstsein für diese Situation zu bestehen scheint. Es wird ja immer wieder behauptet, unsere Generation sei weniger engagiert. Ich hoffe eigentlich immer noch, dass dem nicht so ist.

VL: Aber die VAUZ ist nicht deshalb so wenig im Bewusstsein der Mittelbauangehörigen, weil irgendjemand Angst vor Repressalien haben müsste, wenn er sich engagieren würde. Die meisten sehen vermutlich einfach nicht, was sie damit bewirken könnten, und



Viktor Laube

konzentrieren sich dann halt lieber auf ihre eigene Arbeit.

MG: Ich habe meines Erachtens viel zu wenig Austausch mit dem Mittelbau, den ich vertreten sollte. Wenn dies daher kommt, dass Gleichstellungsprobleme kein Thema mehr sind, wäre dies ja eigentlich erfreulich. Aber ich glaube eher, dass im Mittelbau einfach das Bewusstsein dafür fehlt. Denn im Grunde müssten die Nachwuchsthemen, die in der GLK so wichtig sind, den Mittelbau interessieren. Ich habe bisher aber sehr wenig Input vom Mittelbau gekriegt. Und so kann ich in der GLK gar nicht wirklich sagen, wie der Mittelbau das sieht. Und damit bleibt der Mittelbau so ein Riesending, von dem niemand wirklich weiss, wer das eigentlich ist und was sie wollen.

VL: Die Vernetzung zwischen den Fakultäten ist im Mittelbau leider auch schwierig. Alle backen einfach jeweils ihren eigenen Kuchen und tauschen sich kaum aus.

Lernt man an der Universität, eigenständig zu denken und zu seiner Haltung zu stehen?

MG: (lacht) Kommt halt sehr auf die Umstände an. Theoretisch sollte man mit einer

Dissertation oder einer Habilitation ja einen eigenständigen wissenschaftlichen Beitrag liefern, das ist eine Voraussetzung dafür, dass sie angenommen werden kann. Und wenn man das tut, bildet man sich ja auch eine eigene kritische Meinung. Ich rede jetzt allerdings nicht für die Studierenden. Die müssen Prüfungen bestehen, und die einen Professoren prüfen lieber dieses und die anderen jenes, und manchmal ist es vielleicht schon nicht schlecht, wenn man die «richtige» Meinung hat. Zivilcouragiertes Handeln ist dann wahrscheinlich eher ausserhalb des Prüfungssaals angesagt. Und zurzeit besteht ja auch die Gefahr, dass mit der Einführung des Bachelor-Master-Systems die Universität zunehmend verschult wird. Ich hoffe sehr, dass das die wissenschaftliche Tätigkeit auf der Ebene des Mittelbaus nicht beeinflussen wird. Grundsätzlich stellt sich für den Mittelbau halt die Frage, ob man einen Doktorvater oder eine Dokormutter hat, der respektive die auch andere Meinungen zulässt, oder nicht. Wenn ja, hat man Platz für Zivilcourage. Wenn nicht, dann wird es schwieriger.

Mirina Grosz (*1981) ist seit Anfang 2007 Assistentin und Doktorandin bei Prof. Dr. Rolf H. Weber an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät. Sie arbeitet an einer Dissertation zum Thema «International Waste Trade in Context of Sustainability – Legal Perspectives» (Arbeitstitel) und ist Mittelbau-Vertreterin in der Gleichstellungskommission.

Viktor Laube (*1980) ist seit Ende 2008 Assistent und Doktorand bei Prof. Dr. Brigitte Tag an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät. Er arbeitet an einer Dissertation zu einem Teilgebiet der eidgenössischen Strafprozessordnung und ist Mittelbau-Vertreter in der Gleichstellungskommission.

DIE GLEICHSTELLUNGSKOMMISSION (GLK)

Die GLK existiert seit 1991 und arbeitet eng mit der Abteilung Gleichstellung zusammen, die auch die Geschäfte der GLK führt. Ihre Mitglieder sind jeweils für zwei (maximal acht) Jahre gewählt. Sie haben Verbindungen zu allen Hierarchieebenen der Universität und unterstützen sämtliche Organe im Bestreben, die Gleichstellung zu verwirklichen. Ausserdem sorgt die GLK dafür, dass die Mittel und Projekte im Rahmen des Bundesprogramms Chancengleichheit optimal für die Förderung von Frauen an der Universität Zürich genutzt werden, um so den Frauenanteil auf allen Hierarchiestufen, insbesondere auf jener der Professur, zu erhöhen. Ein wichtiges Mittel dafür ist die Nachwuchsförderung. Weiterführende Informationen: www.gleichstellung.uzh.ch/gleichstellkom.html.

VERHALTENSKODEX GENDER POLICY

2006 gab sich die Universität Zürich einen Verhaltenskodex mit Grundsätzen für eine gelebte Kultur der Chancengleichheit, die sogenannte «Gender Policy». Darin heisst es unter anderem «Die Universität Zürich strebt eine ausgewogene Vertretung beider Geschlechter in allen universitären Funktionen und Gremien an. Wo ein Geschlecht stark untervertreten ist, wird bei gleicher Qualität grundsätzlich den Kandidierenden des jeweils untervertretenen Geschlechts der Vorzug gegeben. Der gezielten Förderung des weiblichen akademischen Nachwuchses wird besondere Beachtung geschenkt.» Weitere Punkte betreffen die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, die Ächtung von sexueller Belästigung und den geschlechtergerechten Sprachgebrauch. Weiterführende Information unter www.uzh.ch/about/basics/genderpolicy.html.

SCHUTZ VOR SEXUELLER BELÄSTIGUNG

Im Frühling 2007 setzte die Universität Zürich ein neues Reglement zum Schutz vor sexueller Belästigung in Kraft. Es legt einen Schwerpunkt auf Prävention und Sensibilisierungsmassnahmen. Daneben stellt es auch Verfahren und Instrumente zur Verfügung, um im Fall des konkreten Verdachts auf sexuelle Belästigung den Sachverhalt mit Hilfe des Rechtsdienstes der Universität aufzuklären und geeignete Massnahmen zu ergreifen. Betroffene können sich an zwei besonders geschulte Ansprechpersonen der Universität wenden und haben Anspruch auf psychologische Unterstützung. Weiterführende Informationen finden sich unter www.uzh.ch/about/basics/sexualharassment.html.

GLEICHSTELLUNGSMONITORING

Im Verhaltenskodex Gender Policy bekundet die Universität: «Die für die Chancengleichheit relevanten Daten werden regelmässig erhoben, mit den Führungsinstrumenten der Universität Zürich verknüpft und im Blick auf Erreichtes und zu Planendes analysiert.» Im November 2008 hat die Universitätsleitung den ersten Gleichstellungsmonitoring-Bericht verabschiedet. Er wurde den Fakultäten zur Verfügung gestellt, damit sie bedarfsgerechte Massnahmen zur Gleichstellungsförderung beschliessen können. Die Abteilung Gleichstellung verfasst nun jährlich in Zusammenarbeit mit der Abteilung Controlling, Fachstelle MIS, einen solchen Bericht zuhanden der Universitätsleitung. Siehe www.gleichstellung.uhz.ch.

ZIVILCOURAGE IST ...

Was verstehen Studierende unter Zivilcourage? Eine Umfrage unter Jus-Studentinnen und -Studenten der Universität Zürich.

Zivilcourage bedeutet hinsehen, nicht wegschauen, stehen bleiben, nicht wegrennen, einste-
hen für jemanden, sich nicht abwenden. Partei ergreifen. Partei sein. Zivilcourage bedeutet,
keine Angst zu haben vor den Konsequenzen, und sie bedeutet, trotz der Angst vor Conse-
quenzen fähig sein zu handeln.

STUDENTIN

Je mehr Risiken und Gefahren (...) der Tätigwerdende auf sich nimmt, umso höher das Mass
an Zivilcourage, das er zeigt.

STUDENTIN

Es braucht Mut, also Ausdauer und Tapferkeit, um die naturrechtliche Richtigkeit seines kon-
trären Standpunktes zu beweisen.

STUDENT

Es handelt sich um eine nachträglich legitimierte Revolution, da demokratisch Abgestütztem
widersprochen wird.

STUDENT

Zivilcourage ist die Bereitschaft, sich aus persönlicher Überzeugung gegen als Ungerechtig-
keit Empfundenes einzusetzen; unabhängig davon, ob es gesellschaftlich akzeptiert oder recht-
lich legitimiert ist.

STUDENT

Es ist ein Verhalten, das dem Opfer zeigt, dass es nicht allein ist.

STUDENTIN

Zivilcourage ist die Widerspiegelung dessen, was man von einem Mitbürger erwartet, wenn
man selber hilfsbedürftig ist.

STUDENT



Zivilcourage geschieht nicht aus persönlichem Interesse, sondern viel eher als ein Akt der Nächstenliebe oder der Selbstvergessenheit.

STUDENT

Allein eingreifen, um ein von mehreren Personen oder von einer einzigen, aber mächtigen Person bedrohtes öffentliches oder privates Rechtsgut zu schützen, trotz der Möglichkeit, dass mein Verhalten eine Gefahr für meine physische oder psychische Integrität mit sich bringen könnte.

STUDENTIN

Zivilcourage ist, sich nötigenfalls der eigenen Angst und den Freunden entgegenzustellen.

STUDENTIN

Selbstlos, mutig, gescheit, bedacht und eigenständig für Menschen und die höchsten menschlichen Werte eintreten und sich nicht bequem in der Gruppe der Mehrheit verstecken.

STUDENTIN

Zivilcourage wird einem Menschen meines Erachtens, im Sinne einer Neigung, in die Wiege gelegt und ist nur bedingt erlernbar.

STUDENTIN

Der Mut, überall und jederzeit (aber vor allem dann, wenn es auf die eigene Person ankommt) unerschrocken (mit dem nötigen Respekt für sich und die Umwelt, d.h. in Abwägung der Umstände) seine Meinung zu vertreten. Und Taten folgen zu lassen.

STUDENT

Zivilcourage bedeutet für mich, ehrenhaft meine eigenen Interessen, stärker als von der Gesellschaft erwartet, hinter jene anderer zu stellen.

STUDENT

In «brenzligen» Situationen für Recht und Gerechtigkeit einzustehen.

STUDENT



Ruth-Gaby Vermot-Mangold

Zivilcourage braucht Energie, Kraft, Selbstüberwindung und Ausdauer. Sonst nimmt die Angst überhand, die Gleichgültigkeit, das Wegschauen, der Selbstschutz. Mutig zu sein ist oft unangenehm und mühsam. Man setzt sich den Blicken aus, schämt sich gar, fühlt sich «daneben» und weiss nicht so recht, ob Einmischung sich wirklich lohnt.

Viele Menschen sind jedoch im Alltag mutig. Sie greifen ein, wenn eine Frau im Tram «angemacht» wird, machen es öffentlich, wenn eine Kollegin am Arbeitsplatz sexuell belästigt wird, tun alles, um in der Politik die Interessen und Rechte von Ausgegrenzten, Minderheiten, Armutsbetroffenen, Ausländern und Ausländerinnen zu wahren und die Menschenrechte zu verteidigen. Sie tun es, auch wenn das beim Publikum oft gar nicht als sexy gilt!

Zivilcourage ist meist unsichtbar. Menschen mit Zivilcourage werden selten erwähnt, auch wenn sie das Zeug zu Vorbildern haben. Zivilcourage ist eben oft heimlich und leise. Frauen mit Zivilcourage erfahren sogar oft Abwertung, Häme oder gar Bedrohung. Ich denke an Schweizer Politikerinnen, die sich gegen alle Widerwärtigkeiten durchgesetzt haben, wie zum Beispiel Judith Stamm, Liliane Uchtenhagen und Ruth Dreifuss, wenn es um die Einforderung von Frauenrechten ging. Wie Romi Dormann und Cécile Bühlmann oder Vreni Hubmann, wenn es um die Rechte von Asylsuchenden geht. Wie Christiane Brunner, die den Frauenstreiktag initiierte, oder wie Monika Stocker, die von den Medien gemobbt wurde und trotzdem nicht aufhörte, sich für die Rechte von Sozialhilfeempfängern und -empfängerinnen starkzumachen.

FRIEDENSARBEIT BRAUCHT ZIVILCOURAGE

Zivilcourage zu zeigen heisst sich einmischen, sich wehren, Ungerechtigkeiten anprangern, sich querstellen, das Risiko, ausgelacht, bedroht oder gar verfolgt zu werden, auf sich nehmen. Zivilcourage ist ein Beitrag an den Frieden, so steht es in der Definition der Entwicklungsorganisation der Vereinten Nationen UNDP: «Friede bedeutet politische, ökonomische, ökologische und soziale Sicherheit und Schutz der Einzelnen und der Gemeinschaft vor Gewalt. Friede bedeutet Zugang zu Bildung, zu Nahrung, zu sauberem Wasser und zur Gesundheitsversorgung. Friede ist das Recht auf demokratische Wahlen und die Selbstbestimmung der Frauen. Friede

braucht das Engagement von mutigen Menschen.» Und um dies alles zu erstreiten, zu verwirklichen und einzufordern, braucht es Zivilcourage.

Eine dieser mutigen Frauen ist Anni Lanz aus Basel, von *Solidarité sans Frontières*. Sie hat ihr Leben lang gegen eine menschenfeindliche Asylpolitik gekämpft, hat die Sans-Papiers-Bewegung mitinitiiert, Kirchenasyl organisiert und bedrohte Familien heimlich untergebracht. Unbeirrt hat sie sich gegen den fremdenfeindlichen Mainstream gestellt und auch nicht gezögert, sich in die Grauzone zwischen Recht und ein bisschen «Rechtsbeugung» zu begeben. Die Juristische Fakultät der Universität Basel hat ihr 2004 den Ehrendokortitel verliehen und damit die Zivilcourage einer mutigen Frau öffentlich gemacht.

Oder die Zürcherin Afra Weidmann, Mitglied der Basisorganisation *augen auf*. Sie erzählte 2004 in einer Rede von ihren Besuchen bei abgewiesenen Asylsuchenden im Zwangsvollzug: «Meine Knie waren butterweich nach dem ersten Knastbesuch, dem Spiessrutenlaufen an all den Stiefeln und Knarren vorbei. Das hat sich bald gelegt. Was es braucht, ist ein langer Atem und Lust am Streiten für die Menschenrechte, die auch hierzulande niemandem geschenkt werden.» Wahrlich eine gute Definition von Zivilcourage: streiten, langen Atem beweisen, aufmerksam sein, hinschauen. Afra Weidmann ist weit über siebzig und kein bisschen müde, sich mit Migrationsbehörden und Polizei anzulegen – bestimmt, stur und kompetent!

MUTIGE FRAUEN WELTWEIT

Als Mitglied der parlamentarischen Versammlung des Europarates wurde

ich immer wieder Zeugin dieses Mutes und dieser Unbeirrbarkeit vor allem von Frauen. Ich reiste oft in Kriegsgebiete – nach Bosnien-Herzegowina, nach Serbien und Kosova, nach Aserbeidschan und Armenien, nach Tschetschenien, Inguchetien und Georgien, nach Palästina und Israel oder in den Irak. Immer wieder begegnete ich in zerstörten Dörfern und zerbombten Städten, in armseligsten Eisenbahnwagen und Zeltlagern Frauen, die sich für die Kinder und die Kranken, für die Jugendlichen ohne Zukunft und die Alten ohne Hoffnung einsetzten. Sie hatten meist nichts, die Ärztin keine Medikamente, die Lehrerin kein Schulhaus, die Mutter kein Essen – und trotzdem gelang ihnen das Überleben, mit viel Engagement und oft mit Verwegenheit. Sie setzten sich ein für gewaltfreie Konfliktlösungen und forderten in stummen Mahnwachen Frieden. Sie stellten sich den Soldaten entgegen und verlangten, dass nach Vermissten gesucht wurde. Sie nahmen die Gefährdung der eigenen Person in Kauf und dokumentierten Folter und Morde, Vergewaltigungen und Gewalt und verlangten ein Leben in Sicherheit.

Es sind meist die Frauen, die alles daransetzen, um Gewalt zu verhindern, Gewaltspiralen zu durchbrechen und Gewalterfahrungen zu heilen. Frauen sind Trümmerfrauen, sie sind die Flickarbeiterinnen an den vielen gegenwärtigen Kriegs- und Krisenorten dieser Welt. Ihnen stehen keine Millionenbudgets für ihre gefährliche Arbeit zur Verfügung, obwohl allen klar sein muss, dass die Aufbau- und Friedensarbeit, die Heilungs- und Trauerprozesse in vom Krieg beschädigten Gesellschaften unendlich lange dauern und ebenso unendlich teuer sind. Sind Frauen denn bessere Menschen? Nein – aber Frauen sind oft weit mutiger als Männer, und sie zögern nicht, ihre Verantwortung wahrzunehmen.

Was mich bei vielen Gesprächen sehr irritierte, war die Tatsache, dass die Zivilcourage, die Flickarbeit und das Engagement unzähliger Frauen, die sich an den schmerzhaften Schnittstellen des Lebens befinden, weltweit völlig unbeachtet bleiben. Jeder General bekommt seine Sterne, jeder Soldat seine Auszeichnung, jeder Friedensunterhändler seine Wertschätzung, jeder Leistungssportler seine Medaille – und die Frauen? Ihnen wird oft die sichtbare Ehrung versagt. 2003 waren es gerade zehn Frauen, die mit dem hochdotierten Friedensnobelpreis geehrt wurden – gegenüber achtzig Männern! Zusammen mit einigen Verbündeten beschloss ich, dies zu ändern. Gemeinsam mit einem Schweizer Team und zwanzig Friedensexpertinnen aus allen Kontinenten suchten wir weltweit tausend Frauen, um sie für den Friedensnobelpreis zu nominieren. Ende Januar 2005 unterschrieb Aussenministerin Micheline Calmy-Rey und verschiedene Nationalrätinnen den Nominationsbrief an das Nobelpreis-Komitee in Oslo. Tausend Frauen und ihre Friedensarbeit sollten durch den Nobelpreis sichtbar gemacht und wertgeschätzt werden – als Ermutigung für sie und für uns alle.

Ich möchte im Folgenden einige der couragierten Frauen vorstellen, die uns bei der Suche nach den tausend Friedensfrauen begegnet sind. Es sind keine Geschichten von berühmten Frauen mit grossen, klingenden Namen, sondern es handelt sich meist um bescheidene Frauen, die mit ihrem mutigen Handeln versuchen, die Welt ein bisschen menschenwürdiger zu gestalten.

VERLETZTEN UND VERGEWALTIGTEN HELFEN

Als 1988 die Demokratiebewegung der burmesischen Bevölkerung vom Militär niedergeschlagen wurde, floh Cynthia

Maung nach Thailand. Sie konnte als junge Ärztin in Burma nichts mehr ausrichten. Überwältigt angesichts der vielen Flüchtlinge im Grenzgebiet, die kriegsverletzt, malarialkrank und traumatisiert waren, eröffnete sie in einer Scheune ihre erste Klinik. Sie hatte nichts ausser einem Medizinbuch und einem Reiskocher, um die Instrumente zu sterilisieren.

Heute, zwanzig Jahre später, betreut die Klinik jährlich 58'000 Menschen – trotz Morddrohungen gegen Ärzte, Ärztinnen und Pflegenden, trotz Stromausfällen und Mangel an Wasser und Nahrung. Die Patientinnen und Patienten sind an HIV erkrankt, amputiert und traumatisiert. Es sind viele vergewaltigte Frauen und Kinder darunter, weshalb der Klinik Schulen, Waisen- und Frauenhäuser angegliedert sind. Cynthia Maung hat mit ihren bescheidenen eigenen Mitteln aus ihrer Arbeit als Ärztin auch innerhalb Burmas kleine Krankenhäuser aufbauen lassen, denn sie hofft, eines Tages nach Burma zurückkehren zu können. «Bis dahin», so schreibt sie, «müssen wir hier Hoffnung geben.»

Im Nordosten der sudanesischen Provinz Halaib gab es vor zehn Jahren ausser Kindern, Dromedaren und Ziegen wenig Leben in den Wüstendörfern. Frauen waren nicht anzutreffen, sie mussten in ihren Häusern bleiben, die Männer kümmerten sich um die Schafe und Ziegen, die weit verstreut in der kargen Gegend nach Futter suchten. Alle Mädchen wurden am siebten Lebenstag nach der Geburt «beschnitten», eine harmlose Bezeichnung für genitale Verstümmelung.

Saeeda Abu Hadia ist eine junge Frau aus Halaib. Sie leidet selber an den Folgen dieser genitalen Verstümmelung. Ihre Kinder kamen tot zur Welt. Das machte sie wütend und

mutig. Sie begann nach Möglichkeiten zu suchen, um dieses Verbrechen an Mädchen zu verhindern. Nun sitzt sie nach vielen Jahren des Verhandeln, Redens und des Engagements für ihre Sache im neuen Gemeinschaftszentrum, umringt von Frauen und Männern. Tee wird serviert und es wird diskutiert. Es war Saeeda Abu Hadias Idee, dass Frauen und Männer gemeinsam an Entwicklungsschritten arbeiten, um das Dorf zu erhalten und die Lebensqualität zu verbessern. Mit einem Verkaufsladen wird ein erster Schritt getan. Der Gewinn wird investiert, in eine Bäckerei, einen Brunnen, damit die Gärten bewässert und Gemüse angepflanzt werden kann, in eine Schule, eine stabilere Brücke. Den Vorsitz der kürzlich gegründeten kleinen Zweckgemeinschaft führt eine Frau, und auch für die Finanzen ist eine Frau verantwortlich. Mit der Zeit überzeugt Saeeda Abu Hadia gemeinsam mit religiösen Führern und traditionellen Ärzten die Eltern in der Provinz Halaib, keine Mädchen mehr zu verstümmeln.

Sexuelle Ausbeutung und Zwangsprostitution von Frauen und Kindern sind weltweit verbreitet. Wenn mutige Frauen die Kreise des international organisierten Menschenhandels stören, wird ihre Arbeit oft lebensgefährlich. Das musste auch Cathrin Schauer erfahren. Sie arbeitet seit zehn Jahren an der deutsch-tschechischen Grenze mit Prostituierten und Drogenabhängigen zusammen und bekämpft den sexuellen Missbrauch von Kindern durch Sextouristen. Ihr Arbeitsplatz ist der Strassenstrich, bordellähnliche Einrichtungen und ihre kleine Beratungsstelle. Hier wird über HIV/Aids, Safer Sex und Suchtprävention gesprochen, und es werden Kondome und saubere Spritzen abgegeben. Hier können die Frauen und Kinder essen, ihre Wäsche waschen und notfalls schlafen. Traumatisierte Frauen und Kinder bekommen erste

Hilfe. Cathrin Schauer unterstützt sie bei Behördengängen und wenn sie Gewalttäter anzeigen wollen. Sie berät Schwangere und sucht Betreuungsplätze für Neugeborene.

Oft muss sie auch mit Freiern und Zuhältern Kontakt aufnehmen, denn diese sollen mit-helfen, Menschenhandel und Zwangsprostitution zu denunzieren. Cathrin Schauer und ihre Mitarbeiterinnen haben, nicht selten unter Einsatz ihres Lebens, Frauen aus Bordellen geholt und versteckt, ihnen geholfen, Anklage zu erheben oder in ihre Heimat zurück-zukehren, wenn sie dies wünschten.

FÜR DIE RECHTE VON SCHWÄCHEREN EINSTEHEN

Maria Sumire kämpft in ihrer Heimat Peru gegen das Verbot des Quechua, der Sprache der indigenen Bevölkerung. «Sprache ist Identität, ist Heimat, ist Geschichte, Indigene haben ein Recht auf ihre Sprache», sagt sie. Maria Sumire wurde in das nationale Parlament gewählt und sprach ihren Eid, trotz aller Warnungen, in Quechua. Das brachte ihr und ihrer Familie massivste Drohungen ein. Ihre Tochter, eine Ärztin, wurde auf dem Heimweg von ihrem Nachtdienst überfallen, gewürgt und wegen ihrer Mutter beschimpft. Maria Sumire ist nicht bereit, ihren Kampf für die Rechte der Indigenen – die weit über die Sprache hinausgehen – aufzugeben. Sie weiss, dass viele Hoffnungen auf ihr ruhen.

Für die 55-jährige Ellen Barry sind Gefängnisse und der Umgang mit Gefangenen ein Spiegel der Gesellschaft. Bereits während ihrer Zeit an der renommierten *New York Law School* galt ihr Engagement den Unterprivilegierten, namentlich den farbigen Frauen in den amerikanischen Gefängnissen, die immer wieder der Gefahr ausgesetzt sind, dass man ihnen ihre Kinder wegnimmt und sie ohne

die Zustimmung der Mütter zur Adoption freigibt.

Aus einer zwölköpfigen Arbeiterfamilie in Massachusetts stammend, erlebte sie bei Menschen in ihrem nächsten Umfeld, was es bedeutet, den Anforderungen der amerikanischen Gesellschaft nicht gewachsen zu sein und mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen. 1978 gründete Ellen Barry die Organisation *Legal Services for Prisoners with Children (LSPC)*, die sich um die Rechte und speziellen Bedürfnisse von weiblichen Gefangenen kümmert und bald zu einer breiten Bewegung wurde. Ellen Barrys Arbeit war stets politisch geprägt; sie führte mit ihrer Organisation Musterprozesse und erreichte, dass inhaftierte Mütter ihre Kinder sehen dürfen und medizinische Betreuung erhalten.

Sie lässt nicht locker, die ehemalige Polizistin Shan Zhuquin aus Beijing. Vor einigen Jahren bemerkte sie, dass Kinder von politischen Gefangenen oder kriminell gewordenen Müttern oder Vätern von den Familien verstossen wurden und oft ohne Betreuung, Schule oder medizinische Hilfe auf den Strassen lebten. Sie begann, die meist verwahrlosten Kinder einzusammeln, gab ihnen zu essen, schickte sie in die Schule, gab ihnen Kleider und die Möglichkeit, in Ateliers Holz-, Näh- und Stickerarbeiten zu machen. Nach und nach baute sie mit bescheidenen Mitteln ein «Kinderdorf» auf. Heute pflanzt sie Apfelbäume, die sie für zehn Dollar pro Baum verkauft. Mit dem Erlös bezahlt Shan Zhuquin den Kindern die Reise in die Gefängnisse, damit sie sich von ihrem zum Tode verurteilten Vater oder ihrer Mutter verabschieden können. «Kinder haben Rechte, auch das Recht, ihre Eltern ein letztes Mal zu sehen», sagt sie und reist mit den Kindern an den Ort des traurigen Abschieds. Sie ist streng, die ehe-

malige Polizistin, aber sie nimmt für «ihre Kinder» alle Schwierigkeiten auf sich.

DIE TAUSEND FRIEDENSFRAUEN BLEIBEN OHNE PREIS

Gemeinsam mit den internationalen Koordinatorinnen fanden wir schliesslich tausend mutige Frauen, die wir für den Friedensnobelpreis nominierten. Doch: Der Friedensnobelpreis 2005 ging nicht an sie, sondern an Mohammed El Baradai, den Direktor der UNO-Atombehörde, der damals wegen Atombomben und Atommüll gegen die irakische Regierung ermittelt hatte. Wir waren sehr enttäuscht und fragten uns, was Herr El Baradai denn besser macht als tausend engagierte Friedensfrauen weltweit. Nichts macht er besser – aber der Friedensnobelpreis war schon immer ein politischer Preis, mit dem meist Friedensunterhändler belohnt wurden. Störend daran ist, dass diese vorher oft aktive Kriegshetzer und Friedensverhinderer gewesen waren und erst sehr spät und unter internationalem Druck vom Kriegspaulus zum Friedenspaulus wurden. Frauen sind gegen solche politischen Kehrtwendungen wahrscheinlich auch nicht immer gefeit. Tatsache ist jedoch, dass die ausgewiesene Friedensarbeit von Frauen viel weniger gilt und weniger wertgeschätzt wird. Sie müssen sich weiterhin sputen, wollen sie doch noch irgendwann einmal den Friedensnobelpreis erhalten und damit einen Platz auf den Traktandenlisten der Mächtigen erobern.

Viele dieser mutigen Frauen sind gefährdet. Die russische Journalistin Anna Politkowskaja wurde ermordet, weil sie unbeirrt die Greuelthaten beschrieb, welche die Russen und die einheimischen Rebellen während des Tschetschenienkrieges an der Bevölkerung verübten. In verschiedenen Ländern wurden

Frauen für ihren Mut ins Gefängnis geworfen oder unter Hausarrest gestellt. Ihre Angehörigen bleiben oft während Jahren ohne Nachricht von ihnen. In Usbekistan wurde die Menschenrechtlerin Mutabar Tadjibayeva gefoltert und missbraucht, und erst durch lauten und intensiven internationalen Protest kam sie nach drei dramatischen Jahren frei. Die Isolationshaft und die psychische und physische Folter haben sie krank gemacht.

Wir haben die Friedensarbeit dieser tausend Frauen im Buch *Peacewomen Across the Globe* beschrieben. Einige Frauen hatten zwar eingewilligt, beim Projekt dabei zu sein, uns jedoch gebeten, weder ihren Namen preiszugeben noch ihr Gesicht zu zeigen. Sie hatten viele Gründe, sich vor Hausdurchsuchungen, Mordanschlägen und Gefängnis zu fürchten. Wir haben ihrem Wunsch entsprochen und diesen Frauen unter dem Namen «Anonyma» eine gemeinsame Biographie gewidmet. Mutig sein ist eben gefährlich!

Ich möchte mit dem Aufruf der indischen Ökonomin, Mediatorin, Schriftstellerin und Friedensstreiterin Kamla Bhasin abschliessen. Sie ist eine der Koordinatorinnen des Projektes «1000 Frauen für den Friedensnobelpreis», und sie antwortete auf die Frage, warum um alles in der Welt sie sich denn für elende, misshandelte und missbrauchte Menschen einsetze: «Wir wollen diese riesige Welle der Gewalt stoppen, diese Gewalt, die unsere Verschiedenheit, unsere Menschenwürde, unsere Verbundenheit zerstört, diese Gewalt, die unsere Flüsse und Seen und Böden vergiftet, diese Gewalt, welche die Lebensgrundlagen der Menschen, ihre Traditionen, ihr Wissen und ihren Glauben vernichtet. Wir wollen Kriege und Gewalt, die auf unersättlicher Gier basieren, beenden, denn Kriege und Gewalt haben ehrwürdige, verwurzelte, sorgsame

Menschen zu BettlerInnen, Flüchtlingen, MigrantInnen, TerroristInnen und Kriminellen gemacht; haben Millionen in den Hunger und die Unsicherheit getrieben.»

Alle diese Frauen arbeiten nicht alleine, und sie sind auch nicht einsam mutig. Die meisten haben solide Netzwerke und Verbündete. Sie gründen Organisationen, weil Heldentum nicht ihre Sache ist. Sie wägen die Vorteile und Risiken des Widerstandes meist gemeinsam ab, sie haben einen langen Atem und lassen sich kaum beirren. Zivilcourage gehört zu ihrem Leben. Sie brauchen keine Absprachen und verwinkelten Strategien – und auch Verschnaufpausen gibt es keine. >

«FRIEDENSFRAUEN WELTWEIT»

2003 initiierte die ehemalige SP-Parlamentarierin und Europarätin Ruth-Gaby Vermot-Mangold eine Kampagne, die den Einsatz, den Frauen auf der ganzen Welt für Frieden und Sicherheit leisten, öffentlich sichtbar machen sollte: Sie und ein umfangreiches Komitee suchten weltweit nach Friedensfrauen und nominierten 2005 tausend von ihnen für den Friedensnobelpreis. Begleitend zu diesem Projekt ist das Buch *1000 PeaceWomen Across the Globe* (Zürich 2005) erschienen, in dem die Nominierten vorgestellt werden. Ausserdem gab es eine Wanderausstellung und einen Film.

Die tausend Frauen haben den Nobelpreis nicht erhalten. Das Projekt hat sich jedoch unter dem Namen «FriedensFrauen Weltweit» (www.1000peacewomen.org) weiterentwickelt: Friedensfrauen in aller Welt sollen in ihrer Arbeit unterstützt und ermutigt werden, Netzwerke sollen gestärkt und der Austausch soll gefördert werden. Lobbyarbeit bei internationalen Institutionen soll ermöglichen, dass Frauen in wichtige Entscheidungsprozesse stärker einbezogen werden, so wie es die im Jahr 2000 verabschiedete UN-Resolution 1325 eigentlich vorsieht.

«UNSERE PRIVILEGIEN VERPFLICHTEN UNS,
UNS EINZUMISCHEN»

INTERVIEW: BRIGITTE BLÖCHLINGER

Zivilcourage ist nicht gerade eine Tugend unserer Zeit. Eine Person, die Zivilcourage zu ihrer Aufgabe gemacht hat, ist die in St. Gallen aufgewachsene Monika Hauser. Die Gynäkologin hat vor fünfzehn Jahren die Hilfs- und Menschenrechtsorganisation *medica mondiale* gegründet. Sie hat im Dezember 2008 den Alternativen Nobelpreis erhalten.

Mittlerweile existieren in vielen Kriegs- und Krisengebieten Ableger von *medica mondiale*. Deren Mitarbeiterinnen unterstützen und begleiten Frauen, die Opfer von sexualisierter Gewalt geworden sind. Sie leisten vor Ort medizinische Hilfe und psychosoziale Beratung, unterstützen die Opfer bei der Gründung einer beruflichen Existenz und beraten sie rechtlich. Auch auf politischer Ebene setzen sich Monika Hauser und ihre Organisation unermüdlich dafür ein, dass sexualisierte Gewalt als gravierende Menschenrechtsverletzung geahndet wird. Im Dezember 2008 hat Monika Hauser in Anerkennung ihres langjährigen Einsatzes für die Wiederherstellung der Würde vergewaltigter Frauen den Right Livelihood Award erhalten, der als Alternativer Nobelpreis bezeichnet wird.

Monika Hauser, was verstehen Sie unter Zivilcourage?

Unter Zivilcourage verstehe ich, dass wir alle unsere Verantwortung wahrnehmen, um bessere Lebensbedingungen für Frauen zu schaffen. Mit Zivilcourage verbinde ich aber auch, dass man dazwischengeht, wenn Menschenrechte verletzt werden. Es sollte selbstverständlich sein, dass man sich einmischt. Und zwar deshalb, weil wir im Westen in

vielerlei Hinsicht privilegiert sind: Wir sind gut ausgebildet, leben in sicheren Verhältnissen, besitzen einen mitteleuropäischen Pass – alle diese Privilegien verpflichten uns, genau wahrzunehmen, was in der Welt vor sich geht, und uns einzumischen.

Das muss nicht bedeuten, dass jede und jeder wie ich nach Bosnien und Afghanistan aufbricht. Es gibt auch in westlichen Ländern viel Ungerechtigkeit und Diskriminierung, jeden Tag kann man daher zivilcouragiert handeln.

Sie waren in vielen Kriegs- und Krisengebieten. Können Sie ein Beispiel schildern, wie dort, unter widrigsten Umständen, Zivilcourage gelebt wird?

Unsere Kolleginnen von *medica mondiale* in Bosnien, Afghanistan, Liberia, im Kosovo und jetzt gerade aktuell in der Demokratischen Republik Kongo zeigen jeden Tag Zivilcourage – allein schon dadurch, dass sie vergewaltigten Frauen helfen. Das ist in vielen dieser Länder ein Politikum und erfordert grosse Zivilcourage. Zum Beispiel in Afghanistan, wo viele Parlamentarier fundamentalistisches Gedankengut pflegen und sich viele Männer dadurch heute wieder darin bestärkt fühlen, Mädchen und Frauen zu unter-



Foto: Sybille Fezer

Zivilcourage in Kriegs- und Krisengebieten: Eine junge Frau in Liberia trägt einen Hut, auf dem «Schluss mit Vergewaltigungen» steht.

drücken und ihnen zu Beispiel die Schulbildung zu versagen. In solchen und anderen Ländern braucht es Mut, sich für vergewaltigte Frauen einzusetzen. Der Gewalt, die permanent präsent ist, auf allen Ebenen die Stirn zu bieten zeugt in meinen Augen von hoher Motivation und Zivilcourage.

Als ein konkretes Beispiel für Zivilcourage im Alltag der Mitarbeiterinnen von *medica mondiale* kann ich von unserer Partnerin Immaculée Birhaheka berichten, die die Partnerorganisation PAIF in Goma, im Osten des Kongos, leitet. Immaculée Birhaheka erfuhr vor ein paar Wochen, dass eine junge Frau von kongolesischen Regierungssoldaten entführt und in eine Kaserne gebracht worden war, wo sie vergewaltigt wurde. Birhaheka ging dorthin und verlangte den Kommandanten zu sprechen. Die Situation war für

sie gefährlich, und natürlich wurde sie beschimpft, doch sie schaffte es, die junge Frau freizubekommen.

Ende 1992 fuhren Sie, kurz vor dem Abschluss Ihrer Ausbildung zur Gynäkologin, während des Bosnienkriegs nach Zenica. Sie bauten dort ein Therapiezentrum für im Krieg vergewaltigte Frauen und Mädchen auf. Was trieb Sie damals an, zu handeln, nachdem Sie in den Medien von den Massenvergewaltigungen gelesen hatten?

Als ich in den Medien von den Massenvergewaltigungen von Frauen in Bosnien las, hörte ich einen «Ruf», ich muss es so pathetisch ausdrücken. Ich spürte, ich muss mich dort einmischen, mit meinen Fähigkeiten als angehende Gynäkologin, mit meiner Verantwortung als Frau und Europäerin, und ich



Foto: Stefanie Keienburg

Auch im Westen sind lange nicht alle Frauen vor sexualisierter Gewalt geschützt: Monika Hauser (Dritte von links) und ihr Team bei einer Aktion.

wollte den betroffenen Frauen konkrete Unterstützung anbieten.

Doch mein Engagement gegen Gewalt an Frauen hat schon früher begonnen. Die Motivation für den Kampf gegen Ungerechtigkeit ist eng verbunden mit den Gewalterfahrungen, von denen mir Frauen aus meiner Ursprungsfamilie berichtet haben.

Letzten Dezember erhielten Sie den Alternativen Nobelpreis. Was bedeutet diese Anerkennung für Ihre weitere Arbeit?

Es ist eine wunderbare Anerkennung für fünfzehn Jahre schwere Arbeit, auch gegen härteste Widerstände. Solche haben wir nicht nur in den ehemaligen Kriegsgebieten erlebt – auch in Deutschland und anderen Ländern Europas stossen wir immer wieder auf Wi-

derstände. Unterstützung von offizieller Seite ist auch hierzulande alles andere als selbstverständlich.

Der Preis bedeutet auch eine tolle Anerkennung für meine Mitstreiterinnen in der Zentrale von *medica mondiale* in Köln und für die mutigen Kolleginnen vor Ort.

Dieser hochrenommierte Preis hilft uns natürlich in unserem weiteren Engagement. Die Türen öffnen sich leichter, und wir werden eher gehört mit dem, was wir zu sagen haben. Dank dem Alternativen Nobelpreis können wir unseren Forderungen nun souveräner Nachdruck verleihen. Zum Beispiel dahingehend, dass die Regierenden in Brüssel, Berlin und Bern endlich die bestehenden UN-Konventionen zum Schutz von Frauen umsetzen müssen.

Momentan arbeiten Sie in Köln. Woran sind Sie gerade?

Der Sitz von *medica mondiale* in Köln ist mein Arbeitsmittelpunkt. Momentan bereite ich Reisen nach Liberia und Kabul vor. Ich versuche, jedes Projekt mindestens einmal im Jahr zu besuchen. Seit der Verleihung des Right Livelihood Award mache ich sehr viel mehr Öffentlichkeitsarbeit und gebe etliche Interviews. Auch in Europa muss über die Gewalt gegen Frauen aufgeklärt werden.

Sie haben auch ein Handbuch geschrieben. Wozu dient es?

Wir haben ein Handbuch zur Unterstützung von (kriegs)traumatisierten Frauen geschrieben, in dem wir unsere Arbeitserfahrungen der letzten fünfzehn Jahre ausgewertet haben. Damit möchten wir den Fachfrauen vor Ort Empfehlungen zum Umgang mit den Folgen von sexualisierter Gewalt und Trauma an die Hand geben, um sie in ihrer Arbeit zu unterstützen. Natürlich müssen die Ansätze und Konzepte im Handbuch je nach Land und kulturellem Kontext angepasst werden, doch sind viele Hinweise für die meisten Konfliktgebiete gültig. Wir wünschen uns, dass weitere nationale und internationale Organisationen nach dem Vorbild unseres interdisziplinären Arbeitsansatzes Projekte für Frauen aufbauen.

Wie können Sie Ihre Arbeit finanzieren?

Wir finanzieren uns zur Hälfte durch Spenden und zur Hälfte durch Gelder von Regierungsstellen wie zum Beispiel dem Auswärtigen Amt, dem Ministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung und von der EU.

Wie gehen Sie selbst mit den Belastungen um, die Ihr Einsatz mit sich bringt?

Ich habe in den letzten fünfzehn Jahren diesbezüglich schmerzhaft Erfahrungen gemacht. Nach einem schweren Zusammenbruch Ende 1995 musste ich einen neuen Weg im Umgang mit den vielen Anforderungen finden. Professionelle Supervision ist inzwischen ein Muss nach einer Reise in ein Kriegsgebiet, um die belastenden Gespräche zu verarbeiten. Auch privat musste ich lernen, meine Batterien aufzuladen, also ganz bewusst mein Privatleben zu gestalten und Beziehungen nicht zu vernachlässigen. Es geht darum, ganz bewusst eine Balance herzustellen zwischen Aktivität und Ruhe, um in gutem Kontakt mit mir selber zu sein. Zu wissen, was meine Motivation ist, woher ich komme, Sport und Hobbys zu pflegen. – Das alles gehört dazu. Aber es ist immer wieder eine Herausforderung.

Sie haben einen zwölfjährigen Sohn und einen Ehepartner – wie vereinbaren Sie Beruf und Familie?

Glücklicherweise habe ich einen Mann, der mich in meiner Arbeit voll und ganz unterstützt. Zu Hause übernimmt er die meisten Aufgaben, sonst wäre es unmöglich, mein berufliches Engagement mit der Familie zu vereinbaren. Nach meinen Reisen versuche ich, einige Tage zu Hause zu sein, um das Familienleben zu pflegen.

Sie haben viel erreicht. Trotzdem sei Wut noch heute Ihre Antriebskraft, sagten Sie in einem Vortrag in Zürich. Wut worüber?

Wir sehen weltweit noch immer extrem viel Gewalt gegen Frauen, nicht nur in Kriegsgebieten, auch in Deutschland und in der Schweiz gibt es sie in Form von strukturel-



Foto: Cornelia Suhan

Wurde für ihre Zivilcourage mit dem Alternativen Nobelpreis geehrt: die Ärztin Monika Hauser (Zweite von links).

ler Gewalt. Genauso verbreitet ist die Ignoranz gegenüber der Gewalt gegen Frauen. Mich macht es wütend, wenn ich in der Kölner U-Bahn Werbung mit nackten Frauenkörpern für die Anbahnung erotischer Kontakte im Internet sehe – was ist das für eine Botschaft an die jungen Frauen und Männer? Es macht mich wütend, wenn in Bordellen junge Frauen aus Osteuropa zwangsversklavt werden – wie steht es um die Menschenrechte in Deutschland und in der Schweiz, dass so etwas möglich ist? Und wütend macht mich auch, wie die internationale Gemeinschaft auf sexualisierte Gewalt reagiert und dass viele Politiker, Journalisten und Juristen einfach wegschauen, obwohl das Ausmass geschlechtsspezifischer Gewalt gegen Frauen weithin bekannt ist. Das alles macht mich wütend. Und es macht mir bewusst, dass *medica mondiale* noch viele Jahre weiterarbeiten muss.

Haben Sie für die nächsten Jahre ein konkretes Ziel, das Sie verfolgen?

Wir leisten Hilfe zur Selbsthilfe. Unsere Zielsetzung ist es, dass die Frauenprojekte in den verschiedenen Ländern selbständig werden. Auf dem Balkan ist das bereits der Fall. Das Projekt in Afghanistan soll nächstes Jahr und jenes in Liberia in zwei bis drei Jahren auf eigenen Beinen stehen.

Mit jedem neuen Projekt, das wir in den letzten Jahren initiiert haben, sind wir gewachsen und konnten mehr Frauen unterstützen. Jetzt geht es darum, das Erreichte zu konsolidieren und strategisch weiterzuschauen.

Gibt es im Zusammenhang mit Zivilcourage noch etwas, was Ihnen am Herzen liegt?

Ich möchte Frauen dazu auffordern, sich mit denjenigen Frauen zu solidarisieren, die Gewalt erleben. Sie sollten sich vor Augen halten, dass es zufällig ist, ob es eine andere Frau oder sie selbst trifft.

Die Männer möchte ich auffordern, endlich ihr eigenes Gewaltverhalten zu reflektieren. Letzthin sagte mir ein Schweizer Psychotherapeut sehr treffend, er habe gelernt, dass er nicht mitschuldig, aber mitverantwortlich sei. Ich möchte, dass die Männer anfangen, ihre Mitverantwortung wahrzunehmen und ihr eigenes Verhalten zu überdenken. Das beginnt damit, dass sie bei sexistischen Witzen nicht mehr mitlachen, auch selbst keine sexistische

Sprache benutzen und letztlich natürlich keine Gewalt anwenden. Hier haben die Männer noch einiges aufzuholen. Die Frauenbewegung hat in den letzten Jahrzehnten viel vorgegeben, und wir Frauen sind es müde, immer wieder das Gleiche einzuklagen. Männer müssen endlich Verantwortung übernehmen und ihre ganz eigene, männliche Zivilcourage entdecken.

LITERATURHINWEIS

Louis, Chantal 2008: Monika Hauser – nicht aufhören anzufangen. Eine Ärztin im Einsatz für kriegstraumatisierte Frauen. Zürich.

INFORMATION

Am Tag nach dem Symposium zu Zivilcourage (am 11. Dezember 2008) wurde Monika Hauser als Trägerin des Right Livelihood Award in die Aula der Universität Zürich eingeladen. Sie sprach dort zum Thema «Würdiges Leben – traumatisierte Frauen und Mädchen in Kriegs- und Krisengebieten». Ihr Vortrag kann auf der Website www.gleichstellung.uzh.ch/publikationen/universelle.html als PDF heruntergeladen werden.

BRIGITTE WOGGON – GEEHRT MIT EINEM SYMPOSIUM ÜBER ZIVILCOURAGE

INTERVIEW: BRIGITTE BLÖCHLINGER



Foto: Palma Fiacco

Sichtlich gerührt: Die Professorin für Pharmakotherapie Brigitte Woggon tritt altershalber zurück und wurde für ihre Verdienste als Gleichstellungspräsidentin an der Universität Zürich mit einem Symposium geehrt.

Brigitte Woggon war zwölf Jahre lang Professorin für Pharmakotherapie an der Universität Zürich (UZH). Dort arbeitete sie die letzten sieben Jahre auch als Präsidentin der Gleichstellungskommission. Zu ihrem Altersrücktritt von der Universität veranstaltete die Gleichstellungskommission in Zusammenarbeit mit der Abteilung Gleichstellung der UZH ein Symposium. Das Thema durfte die Geehrte selbst wählen. Sie entschied sich für Zivilcourage.

Weshalb haben Sie sich für Zivilcourage als Tagungsthema entschieden?

Weil mir bei meiner Arbeit als Präsidentin der Gleichstellungskommission leider immer wieder aufgefallen ist, dass Angehörige unserer Universität zu wenig Zivilcourage

haben, und zwar auf allen Hierarchiestufen. Mir ging es darum, auf das Wesentliche hinzuweisen, was Zivilcourage ausmacht: bei Missständen nicht wegschauen, sondern sich einmischen und Partei ergreifen für diejenigen, die ungerechtfertigt unter Druck geraten.

Das Symposium zu Zivilcourage wurde von der Abteilung Gleichstellung der UZH organisiert. Sie referierten selbst nicht, sondern konnten das Symposium als Ehrengast geniessen. Was hat Ihnen besonders gefallen?

Es war ein wunderbares Zusammentreffen, dass das Symposium am Internationalen Tag der Menschenrechte stattfand. Vor sechzig Jahren, 1948, wurde die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte in der Generalversammlung der Vereinten Nationen in Paris genehmigt und verkündet. Dieses Zusammentreffen hat mich sehr gefreut.

Die Vorträge, die am Symposium gehalten wurden, sollten in einer Publikation festgehalten werden, fanden Sie, übereinstimmend mit der derzeitigen Präsidentin der Gleichstellungskommission und der Leiterin der Abteilung Gleichstellung. Sie regten an, dass man diese Texte mit Beiträgen von ausserhalb der Universität ergänzen sollte, und empfahlen als Autorinnen Ruth-Gaby Vermot und Monika Hauser. Weshalb?

Beide haben sich auf ganz unterschiedliche Weise mit grossem Einsatz für Frauen engagiert.

Ruth-Gaby Vermot-Mangold war massgeblich an dem Projekt beteiligt, tausend mutige Frauen für den Friedensnobelpreis 2005 zu nominieren. Die nominierten Frauen waren nicht berühmt, aber sie hatten in schwierigen Situationen anderen Menschen geholfen, zu überleben, und dabei ihre eigene Sicherheit aufs Spiel gesetzt.

Die Gynäkologin Monika Hauser ging 1993 nach Zenica in Bosnien, um den Frauen zu helfen, die im Bosnienkrieg systematisch vergewaltigt wurden. Aus *Medica Zenica* hat sich inzwischen *medica mondiale* entwickelt,

und Monika Hauser hat den Alternativen Nobelpreis bekommen.

Als Geschenk erhielten die Referentinnen und Referenten des Symposiums zu Zivilcourage das Buch von und über den ruandischen Hotelier Paul Rusesabagina. Weshalb regten Sie dazu an?

Im zentralafrikanischen Land Ruanda fand bekanntlich 1994 ein unglaublicher Völkermord statt. Innerhalb von hundert Tagen ermordeten Truppen der Hutu-Mehrheit über eine halbe Million Menschen der Tutsi-Minderheit auf grausamste Weise. Der Hoteldirektor Paul Rusesabagina rettete mit persönlichem Einsatz mehr als tausend Tutsi das Leben. Ein Zitat veranschaulicht seine Sicht der Ereignisse: «Ich tat das, was meiner Meinung nach ein gewöhnlicher Mensch normalerweise tut. Ich sagte ‹Nein› zu den Schändlichkeiten, wie es eigentlich jeder hätte tun müssen, und es ist mir noch immer ein Rätsel, warum so viele ‹Ja› sagen konnten.»

Am Schluss des Symposiums zu Zivilcourage gaben Sie ein kurzes Statement ab. Darin erwähnten Sie auch zwei ganz «normale» Leute, die Ihrer Ansicht nach in ihrem Umfeld besonders zivilcouragiert gehandelt hatten: Stanislaw Petrow und Rosa Parks. Was imponiert Ihnen an diesen beiden?

Stanislaw Petrow hat vor 25 Jahren, am 26. September 1983, uns alle vor einem Atomkrieg bewahrt. Er hatte Dienst im Kontrollraum der Kommandozentrale der sowjetischen Satellitenüberwachung, als es Alarm gab: Satellit Kosmos 1382 meldete den Start von fünf amerikanischen Atomraketen, die über den Nordpol auf die Sowjetunion zurasteten. Petrow hat entgegen seinem Auftrag den blinkenden roten Alarmknopf nicht gedrückt, weil er die Meldung als Fehllarm erkannte, und damit den Atomkrieg verhindert.

Die schwarze Amerikanerin Rosa Parks ist am 1. Dezember 1955 im Bus nicht aufgestanden, als ein Weisser ihren Sitzplatz haben wollte. In der Folge dieses Vorfalls organisierte Martin Luther King den Montgomery Bus Boycott, der entscheidend war für den Beginn der Bürgerrechtsbewegung in den USA.

Beide Persönlichkeiten setzten sich mutig über eine Order hinweg, die als unumstösslich galt. Sie riskierten persönlich viel und taten trotz der grossen Wahrscheinlichkeit, dass ihre Zivilcourage gegen sie verwendet werden würde, das, was sie für richtig hielten.

Sie waren sieben Jahre lang Präsidentin der Gleichstellungskommission der Universität Zürich. Nun hat die Rechtsprofessorin Brigitte Tag diese Aufgabe übernommen. Was wünschen Sie der Gleichstellungsförderung an der UZH für die Zukunft?

Ich wünsche allen Personen an unserer Universität mehr Zivilcourage. Sie sollen nicht wegschauen, sondern sich einmischen, wenn sie erleben, dass Menschen wegen ihres Geschlechts, ihrer Ausbildung, ihrer Hautfarbe, ihrer Religion, ihrer kulturellen oder sozialen Herkunft diskriminiert werden.

LITERATURHINWEISE

Vermot-Mangold, Ruth-Gaby 2005: 1000 PeaceWomen Across the Globe. Zürich.

Louis, Chantal 2008: Monika Hauser – Nicht aufhören anzufangen. Eine Ärztin im Einsatz für kriegstraumatisierte Frauen. Zürich.

Rusesabagina, Paul 2006: Ein gewöhnlicher Mensch. Die wahre Geschichte hinter «Hotel Ruanda». Berlin.

Sietz, Henning 2008: Petrows Entscheidung. In: Die Zeit Nr. 39 vom 18. September 2008.

Parks, Rosa 1992: My Story, Dial Books.

Brigitte Woggon, Ihnen zu Ehren wurde anlässlich Ihres Altersrücktritts eine Tagung zum Thema Zivilcourage durchgeführt. Fühlen Sie sich besonders zivilcouragiert?

Nein, eigentlich nicht. Ich sag halt, was ich denke. Ich wäge nicht ab: Lohnt sich dieser Einsatz? Was habe ich für Konsequenzen zu befürchten? Das mach ich nicht – ich reagiere eher spontan. Und wenn ich was falsch finde, gehe ich dazwischen und sage: Jetzt ist es aber genug! Manchmal kann man nicht direkt dazwischengehen, sondern muss einen Brief schreiben. Manchmal auch fünf Briefe.

Sind Ihnen ein mutiges Wesen und Schlagfertigkeit in die Wiege gelegt worden? Waren Sie schon als Kind schlagfertig und mutig?

Das war schon immer so, ich bin von Natur aus so. Dazu muss ich vielleicht erwähnen, dass ich als Kind leicht behindert war und an den Beinen Schienen tragen musste; trotzdem habe ich mich gerne «geprügelt». Und ich sass auf jedem Baum. Es hiess aber nicht, dass ich mutig war, sondern sehr temperamentvoll. Mit den Jahren bin ich natürlich ruhiger geworden; meine Kinder sagen auch, es sei jetzt bedeutend angenehmer mit mir.

Erinnern Sie sich an eine Begebenheit in der Kindheit, bei der Sie schon in jungen Jahren Zivilcourage zeigen mussten?

Es war eigentlich schon im Kindergarten so, dass, wenn jemand falsch verstanden worden war oder eine mulmige Situation entstand, dass es hiess: Brigitte, du musst hingehen und

das klären. Das hab ich dann auch gemacht. Das war eigentlich selbstverständlich. Ich konnte mich immer ganz gut ausdrücken – aber das ist ja bei den meisten Berlinern so.

Psychiater und Psychiaterinnen, wie Sie eine sind, interessieren sich auch für die Eltern. Nun für einmal an Sie die Frage: Wie waren Ihre Eltern, waren die besonders zivilcouragiert?

Ein Beispiel: Die Orthopäden wollten meine zu langen Bänder in den Kniegelenken operieren. Mutti fragte, was passiere, wenn die Operation nicht gelinge. Die Ärzte antworteten: Ja, dann hat sie steife Beine. Da meinte meine Mutter: Also hallo, das kommt ja wohl nicht in Frage – wie häufig ist denn das? Fünfzig Prozent, hiess es. Da hat sie gesagt: Nicht mit meiner Tochter. Es muss doch eine Alternative geben? Die Alternative bestand aus einem intensiven, täglichen Turnprogramm, was vor allem für meine Mutter aufwendig war, weil sie mich überall hinbringen musste. Sie konnte mich ja nicht als kleines Mädchen in Berlin herumfahren lassen. Der Arzt sagte: Das schaffen Sie nicht. Meine Mutter antwortete: Das wird man sehn. Und sie hat's geschafft. – So war das bei uns zu Hause immer: Wenn etwas als gegeben hingestellt wurde, dann wurde darüber diskutiert, ob das wirklich so ist.

Meine Eltern waren nicht akademisch ausgebildet. Meine Mutter war zwar sehr belesen, aber mein Stiefvater nicht. Er war aber super, ein gütiger, liebenswürdiger Mensch. Auf viele meiner Fragen pflegte er zu sagen: Ich hab noch nicht darüber nachgedacht, aber in



Foto: Palma Fiacco

Reger Austausch während der Pause: Brigitte Woggon im Gespräch mit Nobelpreisträger Rolf Zinkernagel.

der Bibliothek findest du sicher Bücher dazu. Und so war es jeweils auch. Für mich war der Stiefvater der Vater, einen besseren Menschen kann man kaum kennenlernen.

Sie sind in der Nachkriegszeit in Berlin-West als Einzelkind aufgewachsen. Waren für Ihre Familie der Zweite Weltkrieg und die Zeit danach sehr prägend?

Ich kann mich selbst nicht an den Krieg erinnern, ich war ja erst zwei Jahre alt, als der Krieg fertig war. Aber der Krieg war bei uns sehr präsent, und es wurde viel darüber gesprochen, so dass ich das Gefühl hatte, im Nachhinein, ich hab das alles miterlebt.

Es war für unsere Familie vor allem deshalb problematisch, weil mein leiblicher Vater in der Nationalsozialistischen Partei war und meine mütterliche Familie diese Partei ablehnte, obwohl sie für meinen Grossvater beruflich angezeigt gewesen wäre. Aber das

war ihm egal, er trat einfach nicht ein und war natürlich wütend, dass sein erstes Enkelkind so quasi politisch eine Mischung war. Das hat uns oft in Diskussionen beschäftigt: Warum hat man das nicht gemacht, warum hat man sich anders verhalten ...

Kannten Sie Familien in Berlin, die während der Judenverfolgung Zivilcourage zeigten und zum Beispiel Juden versteckten?

Nein, und auch unsere Familie hat keine Juden versteckt. Was Mutti gemacht hat: Sie hat Flugblätter verteilt. Sie hatte eine ganz enge Freundin, die Jüdin war und im gleichen Haus wohnte. So hat sie wohl nicht nur aus politischer Überzeugung, sondern auch wegen dieser persönlichen Beziehung Flugblätter verteilt – und wir wissen ja, wie gefährlich das damals war, von Sophie Scholl.

Von den Flugblättern hat sie mir lange nicht erzählt, erst als mein eigener Sohn schon



Foto: Palma Fiacco

Glücklich und reich beschenkt: Brigitte Woggon kurz vor Ende des Symposiums über Zivilcourage.

in der Pubertät war und wir zusammen im Fernsehen einen Film über die Nazi-Zeit anschauten, erst da hat sie erzählt, dass sie auch Flugblätter verteilt hat; sie war mit Freundinnen in einem Club, in dem sie antinazistische Bücher lasen und so. Als ich sie fragte: «Warum hast du mir das denn nicht erzählt, ich hab immer gedacht, wie konntest du nur und wieso hast du nicht ...? Das hättest du mir doch sagen sollen, das ist doch toll, dass du so mutig warst!» Sie meinte nur: «Was heisst schon mutig. Das war doch dringend nötig, dass jemand mal das Gegenteil behauptet hat.» Sie fand es ganz selbstverständlich. – Ich denke, es spielt schon eine Rolle, dass ich so aufgewachsen bin. Wenn man nicht so aufwächst, muss man sich alles selber erarbeiten.

Sie haben in den 1960er Jahren in Berlin-West Medizin studiert und promoviert. Wie reagierte

damals die Umgebung, wenn eine Frau Ärztin werden wollte?

Dass man Arzt wurde – wir sagten damals Arzt, nicht Ärztin –, war eigentlich nichts Spezielles. Ich bekam ein Stipendium, musste daneben aber noch arbeiten gehen. Es war immer interessant, wie die Fabrikarbeiterinnen mich als Medizinstudentin eher anerkannten als jemanden, der Philosophie studierte. Sie fanden das wohl nützlicher.

Damals wurde man erst mit 21 mündig. Ich machte mit 18 Abitur und fing dann an, Medizin zu studieren, und dazu musste ich die Unterschrift meiner Mutter haben. Und so war's beim Heiraten auch, ich brauchte beide Male die Unterschrift meiner Mutter, weil ich noch nicht mündig war. Meine Familie wollte mich eigentlich beschützen. Es waren

die ersten Diskussionen, in denen wir merkten, dass wir keinen Konsens fanden. Dann haben aber meine Eltern gesagt: Jenu, wenn du das willst, dann musst du das halt machen.

1969 kamen Sie wegen eines Mannes nach Zürich. Eigentlich nicht sehr emanzipiert ...

Ja, es war die grosse Liebe meines Lebens. Es war am Anfang etwas schwierig, aber dann hab ich eine gute Stelle als Assistentin im Burghölzli gefunden.

Mit Ihrem Mann, der Chemieprofessor wurde, haben Sie zwei Kinder. Trotzdem hielten Sie an Ihrer Ausbildung zur Psychiaterin fest. Wie konnten Sie damals Familie und Beruf vereinbaren?

Ich hatte einen äusserst emanzipierten Mann. Es war so, dass wir alles geteilt haben. Ausser Brusternährung hat er alles gemacht. Die Kleine war bis zum Kindergarten bei den Grosseltern, abwechselnd. In Berlin gab's ein sehr gutes Angebot an Kinderbetreuung, man konnte auswählen, und es hat auch kaum etwas gekostet. Als ich 1970 nach Zürich kam, konnte ich es kaum fassen, es gab ja kaum Möglichkeiten für die Betreuung von Kindern.

Heute arbeiten Ärzte schnell einmal zwölf Stunden am Tag. Ganz konkret: Wer kümmerte sich um die Kinder während Ihrer Ausbildung an der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich?

Mein Mann und ich arbeiteten im Schichtbetrieb. Ich bin ein Frühaufsteher, er wird eher spät wach, ist dafür abends lange aktiv, und da haben wir uns so aufgeteilt. Das ging eigentlich ganz gut. Da er kein Mediziner war, war er nicht so gebunden wie ich.

Damals arbeitete man auch noch samstags, auch an der Uni, an den Instituten. Wir mussten jeden zweiten Samstag arbeiten. Doch mein Chef sagte: «Sie haben ein kleines Kind, da brauchen Sie samstags nicht zu kommen.» Der Chef von meinem Mann hingegen meinte: «Wenn Sie Kinder haben, ist das Ihr Problem.» Und da mein Mann keine Frau war, wurde er nicht so milde betrachtet. Später, als wir es bezahlen konnten, hatten wir ein Au-pair-Mädchen.

Nach drei Jahren am Burghölzli wurden Sie Oberärztin der Forschungsdirection der PUK, nach elf Jahren Leitende Ärztin. Welche psychiatrische Forschung haben Sie damals betrieben?

Das waren Arzneimittelprüfungen von neuen Psychopharmaka am Patienten oder Vergleiche von neuen mit schon bewährten Mitteln. Damals gab es bereits neben der Klinik eine Forschungsabteilung. Klaus Ernst leitete die Klinik und Jules Angst, der mich einstellte, die Forschung. Man hatte mir gesagt, was ich beim Anstellungsgespräch sagen sollte, nämlich dass ich in der Forschung bleiben wollte – was nicht der Fall war, ich wollte eigentlich Psychoanalytikerin werden, nachdem ich Chirurgie nicht machen konnte, weil ich immer so einen niedrigen Blutdruck hatte. Ich bin dann trotzdem in der Forschungsabteilung geblieben, weil ich mit den Privatpatienten von Herrn Professor Angst intensiver therapeutisch arbeiten konnte, als das in der Klinik sonst möglich war, weil ich mehr Zeit dafür hatte.

Ich musste sehr jung an Kongresse gehen und Vorträge halten, hatte aber immer so Schiss – heute würde man sagen: Sozialphobie. Nach einer Weile ging das dann weg. Heute ist es mir eigentlich schnuppe, ob ich vor vierhundert oder vor drei Leuten was erzähle.

Sie haben oft mit psychisch schwer erkrankten Patientinnen und Patienten gearbeitet. Mit Fällen, die die anderen Psychiater als hoffnungslos aufgegeben hatten – und Sie mit Erfolg behandelten, wie Sie sagen. Was gab Ihnen die Zuversicht, dass Ihre Therapie erfolgreicher sein würde?

Von Jules Angst lernte ich, sehr stark patientenbezogen zu arbeiten. Er war übrigens ein ausgesprochen netter Psychiater. Er hat schon damals massgeschneidert gearbeitet, als es den Begriff noch gar nicht gab. Und zwar einfach aus der Erfahrung heraus, dass Menschen unterschiedlich auf Medikamente ansprechen, und das lernte ich natürlich auch in den Prüfungen. Wir machten damals ja noch offene Prüfungen, da wurde ausprobiert, wie viel von der Substanz es brauchte – das wäre heute ja gar nicht mehr erlaubt. Wenn ein Medikament überhaupt nicht wirkte, aber auch keine Nebenwirkungen zeigte, dann gab man halt das Doppelte und schaute, was passierte. Am Ende kamen wir aber immer zu den gleichen Ergebnissen wie die strukturierteren Prüfungen in Deutschland. Es wurde mir damals klar, dass die Dosierung, die der einzelne Patient braucht, ganz verschieden sein kann. Obwohl die Firmen wollten, dass man die gleiche Dosis gibt, aber das ist natürlich nicht richtig, die Menschen sind einfach nicht alle gleich.

Von Kritikern werden Sie auch als «Pharmahe-xe» bezeichnet, weil Sie keine Scheu haben, in schweren Fällen Psychopharmaka in hoher Dosis zu verschreiben. Braucht es dazu besonderen Mut, oder weshalb machten Sie das und die anderen nicht?

Ich arbeite ja nicht mit Rattengift – sondern mit Substanzen, von denen man weiss, dass sie als Antidepressivum wirksam sein können, bei Patienten, die auf übliche Dosierungen

nicht ansprechen. Wenn dann bei normaler Dosierung keine Nebenwirkungen auftreten, sondern nur Nichtwirksamkeit, dann finde ich: Jetzt muss man das mal höher dosieren, dann sieht man, ob es eine Besserung gibt oder nicht. Und häufig gibt es eine. Wenn es nicht so ist, muss man Medikamente kombinieren ...

Es braucht vor allem Fingerspitzengefühl. Und Exploration, Patientenbeobachtung. So sieht man sehr viel an Wirkung, aber auch an Nebenwirkungen. Es gab immer Leute, die hatten Nebenwirkungen, die nirgends notiert waren. Das ist bei jeder Neueinführung chemischer Substanzen so. Ich weiss noch, als die Serotonin-Wiederaufnahmehemmer kamen, da kam es zu Nebenwirkungen, die gab's vorher gar nicht – dafür hatte man viele andere nicht.

Später hab ich dann mit Plasmaspiegeln zu arbeiten begonnen. Das ist ein relativ einfaches, aber nützliches Verfahren: Man nimmt Blut ab, und nachher weiss man, wie viel von der Substanz der Patient im Blut hat, und man schaut dann, wie sich das mit anderen Dosen verändern lässt, ob es vertragen wird. Die wissenschaftliche psychiatrische Welt war entzückt von dieser Möglichkeit.

Man findet immer wieder Patienten, die hohe Dosen einnehmen, zum Beispiel von Temesta. Die Krankenkassen sagen: Das zahlen wir nicht!, und der Plasmaspiegel ist unterhalb der Nachweisgrenze. Aber es ist einfach so: Die Patienten reagieren ganz unterschiedlich, und mit Hilfe der Plasmaspiegel kann man das herausfinden.

1990 wurden Sie zur Titularprofessorin ernannt. In der Schweiz handelt es sich dabei um einen Ehrentitel, der verliehen wird, ohne dass damit



Foto: Palma Fiacco

Gross war der Andrang am Symposium über Zivilcourage. Brigitte Woggon inmitten von Teilnehmerinnen.

ein Anspruch auf einen Lehrstuhl verbunden wäre. 1996 wurden Sie nebenamtliche Extraordinaria für Pharmakotherapie an der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich. Sie wurden jedoch nie ordentliche Professorin. Weshalb wohl?

Na, die einfachste Antwort ist, dass ich eine Frau bin. Und das ist natürlich schon zutreffend. Ich war zu der Zeit die einzige im deutschen Sprachbereich, die sich überhaupt um Ordinariate im psychiatrischen Bereich bewerben konnte. Und das hab ich mich auch. Aber das war unüblich. Ich erinnere mich noch: Man wurde ja dann eingeladen zum Vortrag, Probevorlesung. Da sass man neben all diesen männlichen Kollegen, und in München war da der Leiter der Beförderungskommission, der die Neubesetzung des Lehrstuhls leitete, der stand direkt *face to face* vor mir und sagte: «Ich danke allen Kollegen, die sich beworben haben.» Da dachte ich: Hallo, er hat mich doch auch gesehen?!

Dann kam ein Gesetz raus in Deutschland, dass, falls eine Frau sich bewirbt und falls sie auf die Liste kommt, sie als Erste zur Verhandlung eingeladen werden soll. Damit war natürlich klar, dass man nie auf eine Liste kam.

Aber bei mir gab es wohl noch andere Gründe, weshalb ich kein Ordinariat erhielt. Erstens bin ich ja eindeutig keine Schweizerin. Und dann ist es sicher auch meine Art – ich hab natürlich Ecken, weil ich sage, was ich denke. Manchmal bin ich auch nicht so wahnsinnig rücksichtsvoll. Und das ist nicht immer ganz einfach für die Leute in einer Arbeitsgruppe und so. Ich glaub, das ist schon auch ein Grund gewesen, dass man lieber jemanden genommen hat, der weniger eckig war.

Ich hätte mir natürlich sagen können, kannst ja daraus lernen – das hab ich schon in Erwägung gezogen. Aber ich hab dann gedacht, das

ist eigentlich nicht gut, weil wenn ich mich so verhalte, wie ich es selber nicht richtig finde, dann ist mir ja auch nicht wohl nachher. Es gibt viele Menschen, die kein Ordinariat haben und auch glücklich sind – und so ist es bei mir auch.

Sie wurden auch nie Leiterin der Psychiatrischen Universitätsklinik – hat Sie das enttäuscht?

Na, was mich gewurmt hat, war eigentlich, dass ich es nicht wurde, nachdem ich die Klinik in Vertretung geleitet hatte. Vorher war ich Leitende Ärztin in der Klinik – und nicht mehr in der Forschung – und war zuständig für die Hälfte der Klinik. Dann wurde der andere Leitende Arzt pensioniert, und ich war zunächst für die ganze Klinik als Leitende Ärztin zuständig. Als dann unser Chef, Herr Professor Ernst, pensioniert wurde, hab ich vertretungsweise die PUK geleitet.

Das war eine sehr schwierige Zeit. Denn wenn man Vertretung macht, hat man ja keine wirkliche Macht. Alle denken: Wenn die weg ist, machen wir's dann doch, wie wir wollen. Das hat zum Teil zu schwierigen Auseinandersetzungen geführt.

Sie haben sich während der Zeit als Professorin für die Gleichstellung von Frau und Mann eingesetzt, waren sieben Jahre lang Präsidentin der Gleichstellungskommission der Universität Zürich. Wie sieht Ihre Bilanz aus: Wo stehen die Frauen heute, und wo braucht es noch Veränderungen, damit die Frauen den Männern gleichgestellt sind?

Im akademischen Bereich geht es immer auch um die Angst, dass man anderswo nicht angestellt wird, wenn man im Unfrieden geht. Das gilt für Frauen wie für Männer, das ist schon etwas, was mich sehr stört.

Dann hab ich noch in einem anderen Bereich negative Erfahrungen gemacht: dass die Kollegen mich zwar als Präsidentin der Gleichstellungskommission angehört haben und sehr nett waren, aber es war gar nicht so, dass dann eine Diskussion folgte, bei der die Chance bestanden hätte, jemanden umzustimmen. Wir haben wenige Fälle, wo ich wirklich sagen kann: Da haben wir was erreicht.

Ganz allgemein hab ich was dagegen, dass Leute wegen eines Merkmals schlechter behandelt werden. Ob die jetzt schwarz sind oder grün im Gesicht oder Frauen oder Männer, das spielt für mich keine Rolle. Der entscheidende Punkt ist: Man kann doch nichts dafür, wenn man dieses Merkmal trägt.

Aber auch die Frauen müssen sich vermehrt selber wehren und ein bisschen mehr Zivilcourage entwickeln. Wenn eine Frau nicht befördert wird im akademischen Bereich, dann muss man eben hingehen und fragen: Warum ist das so, was gibt es für einen Grund? Und dann kann man das, was beanstandet wird, auch lernen. Man sollte nicht alles auf das Frausein schieben, das kann der Chef ja nicht zugeben, das ist nicht mehr in. Aber wenn eine Frau es als selbstverständlich hinstellt, dass eine Absage ja nicht an ihrem Frausein liegen kann, dann müssen Sachgründe genannt werden.

Als Frau muss man mehr arbeiten als die anderen, das ist ganz klar. Das ist zwar ungerecht, aber es ist auch die Anschubenergie, die man braucht, um es zu etwas zu bringen. Meine Grossmutter sagte immer zu mir: «Vergiss nicht, Brigittchen, du kommst aus der Hefe» – also von ganz unten – «und die Hefe hat Kraft.» Sie hatte recht. Man muss sich durchsetzen, geschenkt wird einem nichts.

Felix R. Althaus, Prof. Dr. med. vet.

Seit 1993 Direktor des Instituts für Veterinärpharmakologie und -toxikologie. Er erwarb seine Ausbildung an den Universitäten von Zürich und Wisconsin USA. Von 2001 bis 2008 war er Präsident des Nationalen Forschungsprogramms über hormonaktive Stoffe. Seit 2006 ist er Dekan der Vetsuisse-Fakultät der Universität Zürich.

Brigitte Blöchliger, lic. phil.

studierte Germanistik und Psychologie. Sie arbeitet seit zwanzig Jahren als Journalistin und Redaktorin («Kontext» auf Schweizer Radio DRS 2, «unijournal», unipublic.uzh.ch, Autorin des Sachbuchs «Lob des Einzelkindes»). Zurzeit realisiert sie an der Abteilung Kommunikation der Universität Zürich Videos.

Veronika Brandstätter-Morawietz, Prof. Dr. phil.

ist Inhaberin des Lehrstuhls Allgemeine Psychologie (Motivation) an der Universität Zürich. Sie hat ein Training zur Förderung von Zivilcourage entwickelt. Ihre Forschungsschwerpunkte: Persistenz und Zielablösung, Annäherungs- und Vermeidungsorientierung, Zivilcourage.

Andreas Fischer, Prof. Dr. phil.

Seit 2008 Rektor der Universität Zürich. Studium der Anglistik, Germanistik und Kunstgeschichte, 1981 Habilitation in Englischer Philologie an der Universität Basel. Seit 1985 ist Andreas Fischer Ordinarius für Englische Philologie an der Universität Zürich. Er ist Herausgeber der *Swiss Papers in English Language and Literature*, Mitglied des Beirates des *Journal of Historical Pragmatics*, des Institute for the Historical Study of Language am Department of English Language der Universität Glasgow und Mitglied der Zürcher James Joyce Stiftung.

Otfried Jarren, Prof. Dr. phil.

ist seit 1997 Ordinarius für Publizistikwissenschaft an der Universität Zürich und langjähriger Direktor des IPMZ – Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung der UZH. Seit 2008 Prorektor Geistes- und Sozialwissenschaften. Forschungs- und Publikationsschwerpunkte: politische Kommunikation, Medienregulierung, Medien- und Gesellschaftswandel.

Elisabeth Maurer, lic. phil.

ist seit 1996 Gleichstellungsbeauftragte der Universität Zürich und Leiterin der Abteilung Gleichstellung. 1995 Assistentin der Frauenkommission der Universität St. Gallen. 1994 Studium der Politikwissenschaften, Pädagogik und der Angewandten Psychologie. 2008 Abschluss einer politikwissenschaftlichen Dissertation an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich zum Thema theoretisch reflektierter Gleichstellungspraxis.

Hans-Ulrich Rügger, Dr. phil.

studierte deutsche Philologie und Theologie und promovierte in Neutestamentlicher Wissenschaft. Er leitet die Abteilung Forschung und Nachwuchsförderung der Universität Zürich. Er ist verheiratet und hat vier erwachsene Kinder.

Brigitte Tag, Prof. Dr. iur. utr.

ist Ordinaria für Strafrecht, Strafprozessrecht und Medizinrecht an der Universität Zürich, Delegierte der Professorenschaft im Universitätsrat und Präsidentin der Gleichstellungskommission der Universität Zürich. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Straf- und Strafprozessrecht, Wirtschafts- und Arbeitsstrafrecht, Wirtschaftsethik, Medizinrecht und Medizinethik, Rechtsvergleichung, Hochschul- und Drittmittelrecht.

Ruth-Gaby Vermot-Mangold, Dr. phil.

studierte Ethnologie und arbeitete während vielen Jahren in Afrika als Entwicklungsexpertin. Sie war während zwölf Jahren Mitglied des Nationalrates und der Parlamentarischen Versammlung des Europarates und befasste sich mit dem Asyl- und Ausländerrecht, mit Frauen- und Organhandel, mit Kinderrechten und der Friedensarbeit von Frauen. 2003 initiierte sie das Projekt «1000 Frauen für den Friedensnobelpreis 2005», und heute ist sie Präsidentin des Folgeprojektes «Peacewomen Across the Globe».

Myrtha Welti, lic. iur.

studierte an den Universitäten Zürich und Genf. Von 1968 bis 1974 war sie im Schuldienst des Kantons Zürich tätig. Auf eine Assistenz am Rechtswissenschaftlichen Seminar der Universität Zürich folgte eine mehr-jährige Beschäftigung als Juristin im Generalsekretariat der Schweizerischen Volkspartei (SVP) in Bern. Myrtha Welti war von 1992 bis 1993 Stellvertretende Generalsekretärin der SVP und anschliessend drei Jahre Generalsekretärin. Derzeit Mitglied des Universitätsrates.

Tanja Wirz, Dr. phil.

ist freie Historikerin und Journalistin. Sie hat an der Universität Zürich Geschichte und Soziologie studiert und hat im Rahmen des NFP 48 eine Dissertation zum Thema «Alpine Landschaften und Lebensräume» verfasst.

DANK

ELISABETH MAURER

Last, but not least möchte ich allen, die an der universelle Nr. 9 über Zivilcourage mitgewirkt haben, herzlich für ihren grossen Einsatz danken.

Mein Dank geht insbesondere an die derzeitige Präsidentin der Gleichstellungskommission, Professorin Brigitte Tag, die trotz knapp bemessener Zeit immer für Feedback, Ideen-Input und offene Gespräche zur Verfügung stand.

Danken möchte ich auch den beiden Herausgeberinnen Brigitte Blöchlinger und Tanja Wirz für ihren professionellen Einsatz und ihr Engagement.

Zum Gelingen der aktuellen Ausgabe der universelle beigetragen haben ausserdem ganz massgeblich meine wissenschaftliche Mitarbeiterin Dr. Karin Gilland Lutz, meine Assistentin Iris Schirling, die Korrektorin Sylvia Sawitzki, die Gestalterin Sina Scheller-Persenico und die Fotografin Palma Fiacco.

Sie alle haben durch Sondereinsätze möglich gemacht, dass diese universelle bereits im Frühjahrssemester 2009 fertiggestellt werden konnte.



Foto: Palma Fiacco

Elisabeth Maurer, Leiterin der Abteilung Gleichstellung und Gleichstellungsbeauftragte der Universität Zürich

UNIVERSELLE. BEITRÄGE ZUR GLEICHSTELLUNG

Die *universelle 9* hat einen ganz konkreten Anlass: Als Brigitte Woggon, die langjährige Präsidentin der Gleichstellungskommission der Universität Zürich und Professorin für Pharmakotherapie an der Psychiatrischen Universitätsklinik, altershalber zurücktrat, wollten die Gleichstellungskommission und die Abteilung Gleichstellung ihr zu Ehren ein Symposium veranstalten. Die Geehrte durfte das Thema selbst wählen und entschied sich für Zivilcourage. Das Interesse daran ist bezeichnend für Brigitte Woggon, die immer für ihre Überzeugungen eintritt, unabhängig davon, ob es für sie unangenehme Folgen hat oder nicht.

Zivilcourage hat viele Gesichter, das zeigen die Beiträge einer Universitätsrätin und anderer Universitätsangehöriger ebenso wie die Beiträge von Professorinnen und Professoren aus den Rechts- und Medienwissenschaften, der Veterinärmedizin und der Psychologie. Vielfältig ist auch das Engagement der tausend für den Friedensnobelpreis vorgeschlagenen Frauen. Setzt man sich mit deren Lebensrealität auseinander, wird schnell klar, wie viel Eigenständigkeit, Mut und Ausdauer zivilcouragiertes Handeln braucht, unabhängig davon, ob es im Stillen erfolgt oder internationale Anerkennung und Würdigung findet.

Zivilcourage ist ein Thema, das viele als wichtig erachten. Die *universelle 9* will dazu anregen, sich mit den verschiedenen Facetten von Zivilcourage innerhalb und ausserhalb der Wissenschaft auseinanderzusetzen.

Bestellungen

Universität Zürich

Gleichstellung

Voltastrasse 59

CH-8044 Zürich

Fax

+41 (0)44 634 43 69

E-Mail

sekretariat@gleichstellung.uzh.ch

Download als pdf

www.gleichstellung.uzh.ch

ISSN

1424-2656